

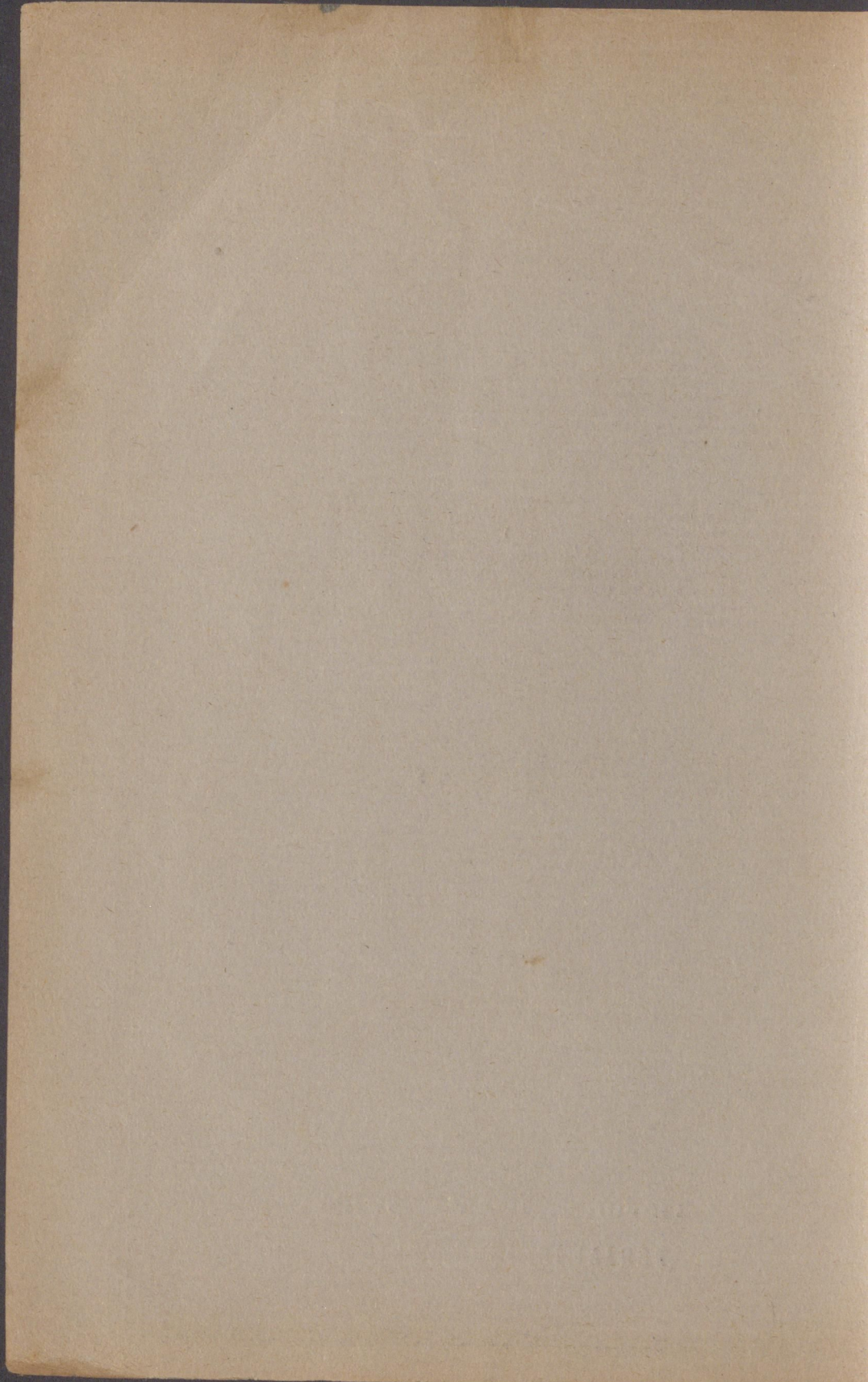
AUS DER
**ZIONISTEN-
PREDIGT**

EINES
FANATIKERS
UND ANDERES

von
AWRAHAM SCHWADRON

Berlin - 1925 - Wien

BENJAMIN HARZ VERLAG



AUS DER

ZIONISTEN- PREDIGT

EINES

FANATIKERS

UND ANDERES

von
AWRAHAM SCHWADRON

Berlin - 1925 - Wien

BENJAMIN HARZ VERLAG

AUS DER
ZIONISTEN-
PREDIGT
EINES
FANATIKERS
UND ANDERES

VON
AVRAHAM SCHWABRON

Berlin - 1922 - Wien

BUCHDRUCKEREI JOSEF LANDESBERG, ZŁOCZÓW.

I.
„ERÖFFNUNGITIS“
EINE DIAGNOSE DER UNIVERSITÄTS-ERÖFFNUNG IN JERUSALEM

INHALT:

- I. „Eröffnungitis“.
(Eine Diagnose der Universitäts-Eröffnung in Jerusalem).
- II. Die Überwindung des heutigen Typus:
„Jüdisch - akademischer Bürger“.
- III. Das Dogma von der ewigen Galuth.
(Ein Kardinalproblem der zionistischen Ideologie).

- Vortrag gehalten -
in Leuberg, Mai 1925.

INHALT:

- I. „Erdbeben“.
(Eine Dispute der Universität-Erdbeben in Jerusalem).
- II. Die Überwindung des heiligen Typus:
„Jüdisch-akademischer Bürger“.
- III. Das Dogma von der ewigen Gültigkeit.
(Ein Kirchenrecht der römischen Kirche).

I.

„ERÖFFNUNGITIS“

EINE DIAGNOSE DER UNIVERSITÄTS-ERÖFFNUNG IN JERUSALEM



AUS DER

„ZIONISTEN - PREDIGT EINES FANATIKERS“

- Vortrag, gehalten -
in Lemberg, Mai 1925.

I.

ERÖFFNUNGSTIS
EINE DIAGNOSE DER UNIVERSITÄTS-ERÖFFNUNG IN JERUSALEM

—

AUS DER
„ZIONISTEN-PREDIGT“
EINES PASTORIS

Vorleser gehalten
in Leuberg, Mai 1922.

Nein, so was ist noch nicht dagewesen!

Auch unsere an Festlichkeiten überreiche zionistische Gesinnungsgenossenschaft hat so was noch nicht erlebt. So glänzend wie die Universitätseröffnung ward bei uns noch kein Ereignis gefeiert:

Die Vertreter nach Jerusalem, die Adressen, die Telegramme, die Andachten, die Akademien, die Festversammlungen, die Reden — besonders die Reden!

Es redeten nicht nur die wenigen Menschen von Berufung und Gewicht und Verdienst. — Vielmehr erneuerte Gott ein altes, biblisches Wunder: In allen Städten, Städtchen und Dörfern, wo nur Zionisten wohnen, öffnete er die Mäuler aller Unsprachigen anlässlich der Eröffnung. Und die am wenigsten was zu sagen hatten, sagten das Meiste. Gross und prächtig waren die Ansprachen und gross war die Freude. Diejenigen, deren Herz und Gedanken die Leidensfragen palästinensisch-hebräischer Kultur immer an wenigsten berühren, die freuten sich am lautesten. Die, welche dem qualvollen Ringen der palästinensischen Anfänge niemals Sinn und Sorge und Beutel gewidmet hatten, weihen sich jetzt ganz der Gehobenheit. Knauserig und kleinlich immer im Spenden, waren sie grosszügig alle im Behagen.

Freilich, nicht die Universität, ihr Sein und Wirken, ihre Zukunft und Dauer bildeten den Gegenstand ihrer Freude und ihrer gehobenen Gedanken. Die Hunderttausende, die sich zu diesen Andachten drängten, interessierte nicht die Universität — lediglich die Eröffnung.

Wie der Bildungsphilister in erlogener Begeisterung zu Raffaels oder Dürers Bilder wallfahrt, im Grunde ohne jedes Bedürfnis, die Kunstwerke zu sehen — er braucht sie nur gesehen zu haben. Dieweil ihm Können nichts ist und Haben alles; zumal er Erhabenheit von Haben ableitet — muss er alles haben, zumindest gesehen haben. So muss auch jeder bei uns die Ge-

nugtuung schlürfen, die Universität quasi mit eröffnet zu haben. All diesen Eröffnenden ist die Universität eine erhabene Sache, weil es ohne sie keine Eröffnung gäbe. Die Eröffnung wieder ist ein grosses Ereignis, weil sie ihnen Stolz und Freude brachte — ihnen, deren persönliches, aber auch einziges Verdienst um die Universität das ist, dass sie die Eröffnung erlebt haben. Dass sie möglich wurde, die Universität, verdankt sie zutiefst jenen, welche die Eröffnung nicht erlebt haben; weil jene für die Universität, für das jüdische Werk in Palästina gestorben sind, hingerafft vom Sumpffieber und den anderen Krankheiten des Pioniers in der Wüste, vom Galgen der Türken, von den offenen und heimlichen Kugeln der Araber. Es verdankt die Universität die Voraussetzungen ihrer Entstehung den „Bilu“, den Schomrim, den Chaluzim und all den Träumern und Kämpfern, die ohne Feste, ganz ohne „Eröffnung“ ihre Gesundheit oder auch ihr Leben hingaben, damit das Gelichter von heute sich freue; das Gelichter, das jene Edlen und Grossen bis unlängst so tief verspottet und noch heute nicht schätzt; die satten Spiesser, die bis jetzt an den Fleischtöpfen Ägyptens sassen und jetzt erst an Erez Israel denken, nachdem ihnen hier diese Töpfe entzogen zu werden beginnen und indem die Kunde gekommen ist, dass auch in Palästina Fleischtöpfe duften.

So freuten sich die am unbändigsten, die zum Grund der Freude am wenigsten beigetragen hatten. Immer noch war für jegliches Gesindel das Freudigste an einer Freude, dass die nichts gekostet hat. Auch wer von Palästina noch nichts Besonderes haben kann — eine Freude kann er haben. Nicht muss heute Palästina, muss heute der Zionismus von uns, den Zionisten, etwas haben. Nein, die sind dazu da, um uns zumindest eine freudige Erhebung zu bereiten: Im Kleinen, lokal Begrenzten, dass z. B. Usischkin durch seinen Besuch einer Stadt Freude spendet; dass man in der unästhetischsten Weise viele Tage und Nächte lang, in den grossen, öffentlichen Sälen wie in den kleinen Schlupfwinkeln zionistischer Gesinnung sich um ihn dreht und sich an ihm befriedigt — und dann natürlich dem Keren Kajemeth noch lange das nicht zuführt, was der Führer dem Jubel gemäss erwarten musste — der Führer, der ja im Grunde zu unserm Vergnügen gekommen ist. Mehr aber noch im Grossen, im Welt-Zionismus: ein Lusthaus ist er uns geworden — in dem man obendrein nicht gezwungen ist, den Lohn zu bezahlen. Immer wieder frische Lustgelegenheiten werden uns durch ihn zuteil.

Wir sind ein armes, ein heimatloses, gehetztes, gequältes Volk, wir haben so wenig vom Leben und Lebensglück — aber Feste haben wir und die im Weltkrieg schon krepirt ist, bei uns ersteht sie wieder: die „grosse Zeit“.

Noch also war die Trompeten-Freude der polnischen Zionisten über den Besuch Usischkins und der Zionisten Rumäniens z. B. über den Besuch Sokolows kaum verrauscht und schon schenkte uns unser gütiger Gott eine neue, grosse Gaude, ein neues hohes Schaustück, eines von weltweiten, fast möchte ich sagen: von kosmischen Dimensionen: Die Universität wird eröffnet!

Hoch sprudelten alle Quellen und ein Wolkenbruch dickflüssiger Begeisterung ging über die ganze zionistische Welt nieder: die Sintflut der Phrase brach herein, in der es keine Arche Noahs zum Entrinnen gab. Eine Sinflut, die nicht wie die biblische vierzig Tage dauerte — nein, es schienen die Spezialnummern der Zeitungen und die Gelegenheits-Eintagsblätter, lang wie ein Tag Gottes, tausend menschliche Quatschjahre zu umfassen.

Auch ist in der biblischen Überlieferung nicht berichtet, dass die von der Sintflut Betroffenen noch von anderen Leiden gequält worden wären. Anders bei uns. Über uns kam obendrein eine „in der Thora nicht verzeichnete Plage“. — Was sind die zehn Plagen Ägyptens: Frösche, Krätze, Läuse und die restlichen gegen das Übel der Gratulationen,*) die sich aus dem Rückteil der Zeitungen über uns ergossen! Wehe, da hat sich der Dünkel mit der Geschmacklosigkeit vermählt und geboren wurde diese gedunsene Anmassung aus Budzanów, aus Bialystok, Drohobycz und Warschau!

Sind wir ja auch in normalen Tagen mit einer chronischen publiken Gratulomanie, einer spezifisch jüdischen Seelenkrankheit, belastet, nach deren Art alle Ereignisse und Intimitäten der Mischpoche erst Wesen und Wert erhalten, wenn sie von allen Verwandten und Bekannten an die grosse Zeitungsglocke gehängt werden. Ich bin überzeugt: Kein Fräulein Elsa und kein Herr Siegfried würden sich jemals verloben oder verheiraten, kein jüdisches Kind käme auf diese Welt, in dieses schaurige Jammer-

*) In den jüdisch-polnischen Zeitungen waren Zehner von Seiten mit Gratulationen von Privaten, von verschiedenartigen Vereinen und Institutionen bedeckt. Allein ein Blatt in Lemberg füllte 40 Seiten (Über-Grossfolioformat) seiner Festnummer mit solchen bezahlten Gratulationen, wozu wochenlang vorher in den pathetischsten Ausdrücken als zu einer heiligen Pflicht geworben wurde.

tal, hätten sie nicht alle die trostreiche, totsichere Gewissheit, dass die Schwarzbaums und die Tennenwalds ihnen in der Zeitung „anlässlich der...“ Glückwünsche darbringen werden. Ich will sogar hoffen, dass kommen wird der Tag, wo die Freudenanzeige so lauten wird: „Anlässlich des Glückwunsches der Bimsensteins ist den Gragermanns ein Kind geboren worden“.

Nun, diese Gratulomanie hat jetzt „anlässlich“ der Universitätseröffnung Universum-Dimensionen angenommen. Man hätte glauben können, es haben sich alle jüdischen Töchter auf einmal verlobt, verheiratet und fünf Millionen Störche ihres Amtes gewaltet. In Wirklichkeit aber geschah nichts derlei — nur die Universität wurde eröffnet und das allein genügte, um alle gefährlichen Glückwunschelemente zur Entfesselung zu bringen.

In schwülen Nachtphantasien, voll Pein und Wirrnis, verfolgte mich die Schar der dargebrachten Wünsche. Die Texte, bizarr durcheinander gewürfelt, verdichteten sich mir zu Geschenken der Gratulanten, aufgehäuft auf einem etwas, das halb Präsentierteller, halb Büchse der Pandora gewesen sein durfte. Es trug jeder das Schrecklichste, was er besitzt, der jungen, bräutlichen Universität als Morgengabe entgegen. Es brachte das löbliche Präsidium des Vereines „M'wassereth Zion“ in Bolechów der Universitäts-Leitung so ungefähr seine Weisheit; die galizische Zentrale des „Misrachi“ — ihr Organisationstalent; die polnischen Blauweiss-Gymnasien — ihre Hebräischkeit; die ostgalizische zionistische Exekutive — die Disziplin der Lokalkomités; die Lemberger Keren-Hajessod-Zentrale — die Zahlungen gewisser reicher Führer; die „Hithachduth“ — den heiligen Kampfeifer um ein Sejm-Mandat; der Verband der akademischen Korporationen — das gesamte jüdische Wissen seiner Füchse usw. Lauter grausige Gaben. — — Da erwachte ich. Und ward froh, dass all dies nur ein Traumspuk war, dass von alldem in den Gratulationen gar nichts gedruckt stand. Im Gegenteil, es fiel mein Blick gleich auf zwei ganz schöne, real-praktische Wünsche: Zysie Breitbart, der Eisenkönig, wünschte im „Hajom“ tatsächlich die Stärke seiner Zähne und der Verein „Ascher Jazar“ in Rozwadów, der natürlich einen Würdenträger beauftragt hatte, ihn in Jerusalem zu vertreten, wünschte, seinem bescheiden-diskreten Wesen gemäss, einen leichten und ungestörten Ablauf der Eröffnungsfeierlichkeiten.

Bei alldem konnte man mit Genugtuung konstatieren, wie weit der zionistische Geist das ganze jüdische Volk bereits durchdrungen habe. Man vermochte z. B. aus einem mit dem Zeichen der Zangengeburt gestempelten, reizenden Glückwunschedicht

des nichtzionistischen „Jad Charuzim“-Vereines in Peczenizyn auf zehn Meter Entfernung den Typus des „bewährten Gesinnungsgenossen“ herausriechen. Das ist der lebenslängliche Rentner seiner zionistisch-idealistischen Jugendverirrung. Leer, unwahrhaft, indolent, nachlässig und vor allem unsachlich, ist er sich voll Überhebung bewusst, in der blauweissen Kravatennadel und in der Mannigfalt seiner zionistischen Abzeichen kräftige Beweise seiner zionistischen Taten zu besitzen; ist er immer bereit, dich mit einem distanzlos-feierlichen „Schalom!“ zu überfallen; ist er immer auf dem Sprunge, bei der unpassendsten Gelegenheit die „Hatikwah“ zu intonieren; immer übersetzt er „Zionistische Arbeit“ mit „Neschef“, Bankett, und „Opfer“ mit „Gruppenphotographie“.

Allerdings, man durfte nicht ungerecht sein. Auch mitten im Gefühl dieser Plage mussten wir anerkennen, dass in all dem auch viel Gutes stecke. Wir mussten zugeben, dass die Leiter und Professoren der Universität von all den vielen tiefgründigen „Ejzes“, die ihnen die Gratulierenden so nebstbei in Prosa und Vers, offen und verschleiert gegeben haben, viel und viel lernen werden; dass insonderheit die Gedanken über die geistigen und ethischen Kulturaufgaben der Universität, denen in ebenso gehaltvollen wie formschönen, gereimten Sentenzen — vervollkommenet durch die schlampige Zeitungskorrektur — die p. t. Herren Sekretäre der diversen Zionvereine Ausdruck verliehen, dem Kuratorium in Jerusalem erst wahrhaft die Augen öffnen werden. So beispielweise der in einem architektonischen Akrostichon aus Kamionka ausgedrückte pathetisch-feierliche Hinweis: „Wir Juden erobern unser Land nicht mit den Waffen des Soldaten, sondern mit denen des Wissens“. Dieser neue Gedanke hat sicherlich dem Universitätsausschuss ebensoviel Stolz eingeflößt, als er seinem Entdecker, dem Herrn Präsidenten des „Jungjuda“ in Wilno, der bald ins militärpflichtige Alter eintritt, Sicherheit und Beruhigung gebracht hat.

Das alles war uns klar und bedeutete, wie gesagt, eine Linderung unseres Leids. Aber diese Linderung wurde bei den meisten von uns durch ein anderes Schmerzensmoment, das in diesen Zeitungsgratulationen liegt, mehr als aufgewogen. Wir alle nämlich, die wir das nötige Grossgeld nicht hatten, um für einen solchen Glückwunsch zu bezahlen, wir wurden vom Neid verzehrt: warum die besitzende Klasse — in den meisten Fällen allerdings auf Vereinskosten — auf eine so leichte und leuchtende Weise, Schwarz auf Weiss, an einem so ehrenvollen Platze in der Zei-

tung gedruckt, ihre Namen glänzen lassen durfte — wir Proletarier aber uns das nicht leisten konnten. Dazu wird die Festnummer des „Tagblatts“ z. B. im Archiv der Universität, „unserer Universität, in der ewigen Stadt für ewige Zeiten aufbewahrt bleiben“ und die Namen also all dieser Glücklichen auch mit — wie es ausdrücklich in der Einladung zu dieser Unsterblichkeitsaktion verheissen wurde.

Genug, das Freudengeschrei war gross und überwältigend: Kollektivgeräusche und individuelle Ergüsse, mündlich und druckschriftlich, in der Synagoge, im Versammlungs- und Vereinssaal, im Leitartikel und im Inserat.

Und doch: Unser Negerlärm, der die Mauern von Jericho hätte zu Falle bringen können, erschien manchem noch zu wenig laut. In Anbetracht all der Redeexzesse verrennt sich in der Lemberger akademischen Festschrift einer, der nicht Narrenhaus sondern Sejmdeputierter ist, wörtlich von der „heiligen Stille“ zu sprechen, die „heute in den Zelten Jacobs“ herrscht! — Und er zitiert dazu den folgenden Midrasch (frei übertragen): Es sprach Rabbi Jochanan: In der Stunde, da der Ewige am Berge Sinai die Thora gab, rührte sich kein Getier, kein Vogel piepste, kein Lüftchen regte sich und keine Welle auf den Meeren, es bewegten sich die himmlischen Sphären nicht und nicht sangen die Engel ihre Hymnen — das ganze Universum war eine grosse Stille. — — Dieser Midrasch, der die Idee der fünfminütigen Stille im ganzen britischen Reich während des Begräbnisses des „Unbekannten Soldaten“ vorwegnimmt, ist so wunderschön — aber gerade darum: wir spotten unser selber und wissen nicht wie! Was für ein beleidigendes Zeichen ist das für die Verkommenheit unseres Ohrs, wenn der Zitator „ausgerechnet“ — muss man sagen — an diesem Lärmtage uns diesen Wundermidrasch präsentiert! Dabei vergrössert er mit seiner Stimme das Orchester, statt wie es natürlich gewesen wäre: Hat dich Gott eine solche Perle von Midrasch finden lassen, so war es doch sicherlich SEIN Wille, dass dieser Fund zwischen uns fruchtbar werde, dass er uns belehre, wie man grosse Ereignisse feiern soll. Es war also deine Pflicht, in die Zionistenwelt ein „Kusch!“ hineinzurufen, auf dass zumindest im ersten Schrecken die tausend Mäuler für einen Moment verstummen.

Für einen Moment. Denn wohl weiss ich, dass kein Warnungsruf, kein Ruf zur Einkehr und Stille stark genug ist, um unsere krankhafte Begier nach Lärm und Rede zu zügeln. Dieser Lärm, der spezifische Zionistenlärm, ist eine unserer tiefsten Ge-

fahren. Weil wir wissen, dass, wenn Maschinen arbeiten, Geräusche hörbar werden, wähen wir, Geräusche leisten Arbeit. Weil, wenn aus dem Korn Mehl gemahlen wird, die Mühle klappert, also glauben wir, es werde Mehl geboren, wenn wir klappern. Wozu uns also die Arbeit und Anstrengung und die Beistellung-Leistung der Betriebskraft, da wir doch schon auch ohnedies den Hauptzweck, den Lärm, unsern Lärm haben? — So wussten wir doch auch jetzt bei der Eröffnung alle, dass von der Universität im vollen Sinne dieses Begriffes noch recht wenig da ist; dass dieser schöne blaue Kuppelbau der Illuminationszettel auf unseren Fenstern bloss aufgerichtet ist. Von den Millionen, die sich so demonstrativ gefreut haben, hat sich doch fast niemand darüber Gedanken gemacht, ob diese Universität für Palästina eine Notwendigkeit ist oder vielleicht für die Galuth*); es war niemands Sorge, wie diese Universität äusserlich und innerlich ausgebaut, wie sie eingerichtet werden soll und aus welchen Mitteln. — — Es ist dies alles eben nicht von Wichtigkeit, Dieweil wir wissen, dass wenn eine Universität vorhanden ist, sie eröffnet wird — nun, da wir sie schon eröffnet haben, wozu die Gedanken darüber, ob sie vorhanden ist? Wissend, dass wo etwas ist, gutes Arrangement nützt, setzen wir immer Arrangement an Stelle des Vorhandenseins.

Und immer ist bei uns aller Anfang leicht; immer sind unsere Pläne und Programme und Beschlüsse wie Wunder so schön — beginnend von allweltlichen Kongressen bis zur Vereinsversammlung und von Kasrielówka bis New York. Je weniger wir uns a priori im Herzen verpflichtet fühlen, gefasste Resolutionen auch auszuführen, desto schönere können wir uns leisten. Je weniger wir mit dem Gewissen der Verantwortlichkeit belastet sind, das Begonnene zu vollbringen, desto leichter fällt uns jedes Beginnen. Vollenden ist Mühe und Last der Geduld und schwerer Athem; im Anfang aber, da dröhnt „Hedad! Hedad!“ und die Reden fließen.

So ist die Eröffnungitis ein Spezialfall — ein schwerer allerdings — unserer allgemeinen Anfangitis, einer Schwesterkrankheit unserer chronischen Festitis und Lärmitis.

Es gibt eine bekannte volkstümliche Deutung des biblischen „Die Stimme ist die Stimme Jacobs und die Hände die Hände Esaus“, die diesen Ausspruch auf den ganzen Stamm in dem Sinn bezieht, dass Jacobs, also der Juden Sache die Stimme, die

*) Siehe folgenden Vortrag, Teil II.

Rede sei, Esaus dagegen die Hände, das Tun. Durch die Bedingungen der zweitausendjährigen Galuth ist diese Stimme bei uns zu Wahrheit und Fluch geworden. Viele Organe haben sich gleichsam biologisch zurückgebildet, auf deren Kosten sich unser Sprachapparat hypertrophisch entwickelt hat. Ist es uns ja gelungen, sogar die Hände, diese ewigen Symbole der Tat, in Werkzeuge der Rede umzuwandeln: wir reden mit die Händ'. — Und eigentlich ist es wunderlich, dass wir kein offizielles, fünfminütiges, gleichzeitig-allweltliches Geschrei angeordnet haben — anlässlich der Eröffnung.

Dabei verkenne ich manche wichtigen inneren und äusseren Motive nicht, welche die Frühgeburt der Universitätseröffnung bedingt haben. Ich berühre daher mit Absicht den ganzen Komplex der Universitätsprobleme nicht; spreche also nicht gegen die Universität, ich spreche nur gegen die Eröffnung. Und spreche nicht gegen die Eröffnung in Jerusalem, ich spreche lediglich gegen die Eröffnung — besser die Art der Eröffnung — in Boryslaw und Lemberg und Warschau und Wien und Manchester.

Diese Art der Eröffnung entspricht uns so sehr, weil sie uns billiges Ergötzen und Entzücken bringt. Weil eben der Gedanke an den wirklichen Ausbau und die Einrichtung der Universität uns an die Forderung erinnern könnte, die Mittel hiefür aufzubringen. Auch wäre das Ganze im Grunde eine prosaische, trockene Sache. Die Eröffnung aber, die in Czenstochau, in Tarnopol und in Brünn, die kostet nichts und bringt uns obendrein das, was wir in Blasphemie „Erhebung“ nennen.

Und dieses Bedürfnis nach dieser Gehobenheit liess z. B. auch nach San Remo hunderttausende Juden sich in die Synagogen drängen, um „Hallel“ zu sagen, die Dankpsalmen, welche wohl die Makkabäer gesungen, als sie das Land vom Unterdrücker befreit hatten. Aber jene hatten doch vorher ihr Blut für dieses Land vergossen, hatten doch unzählige Verwundete und Tote, hatten sich freiwillig zahllose Witwen und Waisen verursacht — dann erst sangen sie!

Als uns das ganz grosse, das von uns Zionisten ganz unverdiente Wunder geschah, dass einige hundert Schomrim und Chaluzim in die Sümpfe des Emek stiegen, auf die primitivsten Bedürfnisse verzichtend und auf die Lebenskarriere, die ihre zärtlichen Eltern ihnen vorausbestimmt hatten, mit Vorbedacht und vollbewusst ihre Gesundheit und ihr Leben den augenscheinlichsten Gefahren aussetzend, nur um einer Idee zu dienen — damals ordneten die löblichen zionistischen Vereine das „Hallel“—

Sagen keineswegs an. O, dies hätte das gesinnungsgenössische Pack zu sehr an unangenehme Pflicht erinnert; da hätten sich in die Freudengesänge diskrepante Misstöne schlechten Gewissens verirren können. Die diplomatischen Erfolge aber irgendwo weit: in Paris, in San Remo, in London — das sind rechte Freuden, echte Zionistenfreuden, sichere, ungetrübte, wo die peinliche Frage an sich selbst nicht aufkommt: „Warum gehst du nicht hin, warum tust du nicht dasselbe?“ — Da können wir ruhig jubeln!

Und auch hier sei es mir ganz fern, das Verdienst unserer Diplomaten herabwürdigen zu wollen oder den Wert ihrer diplomatischen Erfolge. Im Gegenteil: Ich hasse das Gesumme aller Unfähigen, die stets alles nur auf das Schuldkonto der Führer schieben, sei es derer in London oder Jerusalem oder Lemberg usw. Von jeher verfechte ich die Überzeugung, dass bei uns immer noch die Führer besser waren als die Geführten; immer noch war bei uns die Leitung zumindest halbwegs leidlich, aber die Geleiteten taugten zu nichts. Leider sind bei uns noch niemals eine Opposition, eine Fraktion, ein Revisionismus und Radikalismus aufgetreten, die sich gegen die Soldaten und Subalternen, nicht gegen das Oberkommando gewendet hätten. Immer bin ich gegen Forderungen, die man an irgend eine Exekutive stellt und nicht auch an sich. Mein Ideal ist es, den Zionistenkongress in seiner bisherigen Form einmal in fünfundzwanzig Jahren einberufen zu sehen; dagegen alljährlich einen solchen Kongress einzuberufen, auf dem nicht das Aktionskomité den Organisierten, sondern diese dem Aktionskomité Rechenschaft darüber abzulegen hätten, was sie in der abgelaufenen Periode geleistet haben. — Das vielgerühmte „allgemeine, tiefe Interesse für den Kongress“: die unglücklicherweise von uns mit Genugtuung konstatierte Tatsache, dass in einem Kongressjahre — die Mandatskonkurrenz der Fraktionen als Antrieb — bedeutend mehr Sch'kalim verkauft werden als in einem andern Jahre; die Tatsache, dass sich wohl einige tausend Zionisten enthusiastisch zu den Kongressgalerien drängen, man aber noch nie die Polizei benötigt hat, um die gleicherweise zu Einzahlungen für den Keren Hajessod Stürmenden zurückzuhalten — das müsste uns ein wahrhaft Schmerzliches sein. In ähnlichem Sinne wäre es mein Herzenswunsch, zumindest ein Jahr für die diversen zionistischen Einnahmsquellen, den Sichel, den Jüdischen-Nationalfond und Keren Hajessod, nicht sammeln, sondern wirklich frei leisten zu lassen, d. h. die Zionisten nicht durch den gesellschaftlichen Druck der persönlichen Ein-

flussnahme und Publizität zum Geben zu „bewegen“, sondern sie nach allgemeiner Aufforderung und Aufklärung auf eine individuell unkontrollierbare Weise ihre Beiträge abführen zu lassen; da würde sich erst erweisen, wie stark wir Anhänger der zionistischen Bewegung wirklich bewegt sind. — —

Nicht also will ich das so verbreitete demokratische Vergnügen teilen, bei eigener erbärmlicher Indolenz über die Leitung und besonders über unsere Diplomatie zu raisonnieren. Ich bewundere gegenteils die von Gott begnadete, die geniale Chuzpe unserer Führer, die vor die Mächtigen dieser Erde treten können, um im Namen einer Nation zu sprechen, die in dem Sinn, wie sie diesen Begriff gebrauchen müssen, um manchen Raubschlangen von Staatsmännern verständlich zu sein, gar nicht vorhanden ist; ich verehere die göttliche Chuzpe, Forderungen im Namen einer Organisation zu stellen, die an sich selber keine stellt.

Ich fechte also gegen die diplomatische Arbeit nicht und sehe ihre Erfolge in Anbetracht unserer innern und äussern Gesamtlage als geradezu erstaunlich an. Ich wende mich auch da lediglich gegen die Ausbeutung der Verdienste Anderer für unsere Lustzwecke. Ich gönne all den Pflichtfernen den Jubel über Erfolge nicht, die Andere in Pein und Mühe errungen haben. Ich gönne sie diesen Plunderzionisten nicht und klage alle Denkenden unter uns an, dass sie dieses „Juchheil“ dem Gesinnungsmob bereiten helfen; dass sie den organischen Schaden übersehen, den sie damit in der Volksseele anrichten und welcher den scheinbaren Nutzen, den sie dadurch propagandistisch zu erzielen wännen, weit, weit übertrifft; dass sie im Volkscharakter statt des Geistes der Selbstverantwortlichkeit und Selbstbefreiung — ein Parasitentum des Herzens grossziehen.

Parasitentum, Ausbeutung. Wie verblasst die Ungerechtigkeit dieser Begriffe in der ökonomischen Sphäre, der sie entnommen sind, gegen die höllische Ungeheuerlichkeit, die sie enthalten, sobald sie in der höhern, edlern Region des Seelischen Platz haben; wenn wir nicht durch Lohnschmälerung des Nebenmenschlichen unsere Tasche bereichern, vielmehr für unsere Wohlgefühle, für unsern Stolz und unsere Ehre, die Opfer unserer Besten, unserer Pioniere hemmungslos eskamotieren! Das Häuflein der „Bilu“, später der Schomrim und Chaluzim blieb so sehr isoliert, so fremd dem Sinn des Volkes und seinem Verständnis, es weckte so wenig Widerhall und Nachahmungswillen, dass es mir immer schien, sie seien eine ganz andere Rasse als wir Juden-Zionisten, „Mamserim“ von fremdem Blute. —

Aber fern und fremd im Tun und im Leiden, waren sie uns doch nahe genug, waren sie unser genug, dass wir uns mit ihren Opfern brüsten; dass wir an den Erfolgen ihrer unendlichen Mühsal und Gefahren unser Hochgefühl entzündeten. Sie klopfen Steine bei vierzig Grad Hitze, schliefen in kalten Winter Nächten auf dem nassen Boden löcheriger Zelte, fieberten und vergingen in den Sümpfen der Hule, fielen von der Mörderhand der Araber — wir aber, wir vom Gewissen verlassenen, von der Freudensucht besessenen, wir sassen an den Wassern behaglicher Cafés und weinten nicht und keine Scham überkam unser verrohtes Herz. Wir sassen in den Lustgärten der zionistischen Stammtische, diesen Tel-Awiws der Galuth, und schmatzten und schmarotzten an Wonnegefühlen, die uns unser grosser, gütiger Gott durch Andere, durch die „Wurzen“ dort in den Fiebersümpfen verschaffen liess — durch dieses unser Kanonenfutter, unser Sumpffutter!

O, wir haben einen grossen, einen gütigen Gott! Wie lange ist es denn her, da sassen wir Zionisten auch so vergnüglich-sorgenlos und sind doch vor dem Bankerott gestanden, von dem uns nur Gottesgnadenwunder gerettet haben!

Man bedenke: Zweitausend Jahre hat unser Volk sich so tief — heisst es — nach Erez Israel gesehnt, so inbrünstig für die Rückkehr dorthin gebetet. Als aber Palästina zwar nicht durch uns, aber zum Teil auch für uns erobert worden war und die Balfour-Deklaration erschien, da sind nur so wenige Jugendliche dorthin aufgebrochen, von niemandem ermuntert und gestützt, aber von jedem jüdischen Vater und besonders von jeder jüdischen Mutter zurückgehalten! Jene Deklaration war doch aber nicht nur die Verkündigung eines historischen Rechts, sondern auch die Aufforderung zu einer historischen Pflicht, zu einer Leistung, zur Einlösung des Palästina-Wechsels, den auf uns die zweitausendjährige Tradition gezogen hatte — aber unser Volk rührte sich nicht, es meldete sich nicht am Schalter.

Und da lasst uns Gott danken und seinem Werkzeug, unseren lieben Brüdern, den Arabern, dass sie uns das Schlimmste erspart, dass wir durch ihren Widerstand, durch die Pogrome in Palästina vor der Notwendigkeit bewahrt wurden, uns nach der Balfour-Deklaration offen vor aller Welt als Bankerottierer zu erklären. Freilich, wir wurden durch sie schandhaft verbeult, es brannten die Wunden, es hat ein Konkurrent sie uns geschla-

gen, aber es war doch brüderlich gehandelt, es war eine rettende Attaque; denn jetzt konnten wir lamentieren: „Natürlich, wenn man uns hindert, wenn man uns bekämpft! — Was hätten wir nicht alles geleistet, was hätten wir nicht vollführt!“

So war unser Kredit für den Moment gerettet.

Aber auf unsere getreuen Beschützer - Nutzniesser ist kein Verlass; sie stellten bald die Ruhe wieder her, deren Störung sie zumindest leicht hätten verhüten können — und wieder wurde der Wechsel präsentiert und wieder standen wir vor der Bankerott-erklärung: Zweitausend Arbeitslose waren in Verzweiflung; hunderte Lehrer erhielten durch viele Monate ihre Gehälter nicht; die bei den Chausseéarbeiten und in den giftigen Morasten ihre Gesundheit gelassen hatten, unsere Jugend, unser Stolz, hungerten jetzt in den Kranken-Baracken und Spitälern des ganzen Landes — überall drohte Chaos und Zusammenbruch.

Da gab unser grosser Gott uns wieder Heil und Rettung: er schickte die grosse Plage „Krise“ über das Mizraim Mitteleuropas, verriegelte die Tore Amerikas sowie anderer Länder und gestaltete auch sonstige Umstände für uns günstig — genug, wir haben jetzt Hochkonjunktur. Die Farmen und Moschawim und Kwuzoth stehen zwar so schlecht wie sie gestanden; die Privatkolonien wollen zwar noch immer nicht mehr als ein Drittel jüdischer Hände beschäftigen. Aber in Tel-Awiw wachsen die Sodawasserbuden, Gasthäuser, Spezerei- und Galanteriekramläden wie auf Hefe und damit auch die Verbreitung der — nichthebräischen Sprachen. Alle jüdischen Augen, die sich auf nichts Einträglicheres richten können, sind jetzt dorthin gerichtet. Nun ist es wieder das gelobte Land, denn man kann dort an einem Tage in Bodenspekulation mehr gewinnen, als hier während zweier Jahre in Valuten und Aktien zusammengenommen, und durch dieses hohe Ideal angefeuert, sind bedeutende Teile so mancher Börsengasse nach der Spinoza-Allee in Tel-Awiw übersiedelt.

Allenfalls, sei es wie es sei: wieder sind wir über einen toten Punkt hinweg, wieder regen sich frische ökonomische Kräfte in und für Palästina, wieder haben wir Erfolg und sichtbaren Aufschwung — und wieder missbrauchen wir gerade die lichte, gerade die grosse Stunde.

Missbraucht wird eine grosse Stunde der Gemeinschaft, wenn man den überragenden Leistungen, welche die Anderen durch Leiden und Gefahren oder durch Klugheit und Fähigkeit vollbracht haben, nicht mit dem Gefühl demütiger Verpflichtung, sondern mit dem des Behagens gegenübertritt, indem man den

freudigen Erfolg als „nationale Tat“ proklamiert, um an ihr als ein Sohn der Nation gleichsam verdienstlich mitbeteiligt zu sein. Missbraucht wird die „grosse Zeit“, wenn man, ein „Hinterlandsheld“, den Stolz und die Befriedigung und den Genuss, die sie bringt, wohl in vollen Zügen trinkt, — um die Verantwortung aber, die sie fordert, nur so feiertäglich herumtändelt, statt sie in Stille und Spannung und mit verbissenen Lippen auf sich zu nehmen. — — — — —

*

* * *

.... Das ist unter anderem mit die Frucht unserer falschen Propaganda. In dieser müsste aller Nachdruck darauf gelegt werden, dass der Gehalt eines gehobenen Moments uns nicht als Erfolg zu Bewusstsein komme, sondern als Ernst: dass für uns die Zeit schweren Ernstnehmens beginne. Die Erfolg-Perspektive aber unserer Agitation ist eines ihrer zentralsten Übel und ein augenscheinliches Symptom des noch Krankhaften in unserm nationalen Gesundungsprozesse. Sie ist es, die uns immerwährend dazu drängt, den aufgebauchten, grossen Schein vor das reale, bescheidene Sein in den Vordergrund zu stellen und so die Masse für den Moment zu einer Leistung zu veranlassen, statt sie durch Erweckung von Verantwortlichkeits-Gesinnung für die Dauer zu beeinflussen. Ist Erfolgenbeterei allgemein in der Welt eine der tiefsten Hindernisse ethischer Zielsetzung, so wirkt sie bei uns umso verderblicher, als sie ja hier in einer Bewegung auftritt, bei der Ethik und Gemeinschaftssinn nicht bloss ein Regulativ des Handelns, sondern dessen Quelle und Antrieb sein müssten. Nicht weil der zionistische Lösungsversuch ein Gebot der höchsten Volksbedürfnisse ist, nicht weil Palästina aufgebaut werden soll, nicht weil die Notwendigkeit zwingend und das Ziel gross ist, gibt der Zionist seine Gabe. Nein, damit er seine erbärmlich winzige Spende darreiche, muss er nach dem Geiste unserer Propaganda wissen, dass in Palästina was weiss ich welch grossen Taten und Werke bereits ausgeführt worden sind und täglich ausgeführt werden. Erst wenn er vom Redner gehört, in der Zeitung gelesen und im Kino bestätigt gefunden hat, dass dort achtzig neue jüdische Siedlungen errichtet worden sind, nur dann kann er den Franc, die Hälfte dessen, was er vor einer Minute für die kleinste Nichtigkeit ausgegeben, dem jüdischen Volk, d. i. dem Keren Kajemeth, zum Opfer bringen; dem Fond, der Milliardenmittel für die gigantische Aufgabe fordert: „Der

jüdische Boden dem jüdischen Volke!“. Nie bestreben wir uns, dem Zionisten den Grundgedanken aller Ethik beizubringen, einzuprägen, dass nicht das unternommen werden muss, was sicher Erfolg haben, was sein wird, sondern das, was sein soll. Und wir vermitteln ihm nie die Einsicht, dass als Voraussetzung hierfür die Möglichkeit der Ausführung genügen müsse, nicht aber die Sicherheit dieser Ausführung notwendig sei. Unsere Propaganda ist Opium für die Schlaffnackigen: die winzige Kraftmenge, die sie einer überpersönlichen Sache zu widmen geruhen, muss durch tausend Seile festbegründeter Hoffnungen angezogen werden, wenn sie sich in Arbeit und Leistung umsetzen soll. — Im Gegensatz zu Achad Ha'am, der die Zukunftshoffnung als Grundlage unserer Renaissance-Bewegung ansieht, stelle ich mir immer einen Zionismus als Ideal vor, bei dem das Moment der Hoffnung kein wesentliches ist.

Nur bei einer solchen Einstellung, die nicht auf dem bei uns allein herrschenden rosenroten Optimismus gegründet ist, sondern auch bei tiefem Pessimismus die opferreichsten Anstrengungen riskieren lässt, kann den Gefahren der Depression vorgebeugt werden, die immer nach einem Hochgang des Erfolges und der Konjunktur eintreten muss und auch jetzt eintreten wird. Lediglich bei einer derartigen Ideenpropagierung würde es zum allgemeinen Bewusstsein kommen, dass die Fragen der zionistischen Innen- und Aussenpolitik, der Politik Englands und des High-Commissioners. — Probleme, welche, weil kostenlos, die zionistischen Gemüter in Stanislaw, Paris, Bucarest, Hamburg, Mährisch-Trübau, Wien und Czernowitz ganz besonders bewegen, weit mehr als alle Bedürfnisse ihrer schlumpig geführten örtlichen nationalen Arbeit — dass diese Fragen, wie gross auch und bedeutend sie unbestritten sein mögen, doch klein und sekundär sind im Vergleich mit unserer letzten Endes allein entscheidenden Frage der Fragen: Du Jedermann in Überall, der du dich Zionist, der du dich Chaluz, Schomer nennst, bist du es? Fühlst du die Pflicht, die Schlussfolgerungen aus diesem Bekenntnis zu ziehen? — Nur bei einer solchen Volkspropädeutik können sich die Juden dessen inne werden, dass der Schwerpunkt des Palästina-problems nicht irgendwo draussen, mehr oder weniger weit, in London oder Genf oder Jerusalem liege, nicht auf dem jetzt in Aller Mund gekommenen Scopusberg, nicht in der dort bereits eröffneten aber erst zu errichtenden Universität, sondern just in Tarnow und Graz und Detroit und München und Liverpool und Saloniki, d. i. in der Leistung und im Opfer jedes Juden; dass

die Geschehnisse des Zionismus nicht auf dem Parteirat, auf der Landes- und Jahreskonferenz, nicht auf dem Kongresse oder bei Wahlen zu Repräsentationskörpern entschieden werden, sondern einzig im Herzen und Charakter — folglich zu gutem Teil auch prosaisch in der Tasche — eines jeden Zionisten; dass also nicht nur das Aktionskomité für die Verwirklichung unseres Ideals verantwortlich ist, sondern z. B. jeder, der zur Andacht gekommen ist — „anlässlich der Eröffnung“. Ich würde demnach all die gratis Andächtigen gerade nur zusammenrufen, sobald ein ungünstiges Ereignis eingetreten ist. Da brauchen wir sie, um ihnen zu sagen: „Seht, so habt ihr eure Pflicht erfüllt, dies ist das Resultat eurer Opferscheu!“. Was für eine Notwendigkeit aber ist es, die grossen Scharen der Indolenten zusammen zu haben, wenn unsere Sache durch die Opfer und Mühe oder die Klugheit Anderer günstig steht?

Das wäre mein Ideal. Solange aber dem nicht so ist, solange wir niemals die Massen zusammenrufen, um ihnen zu sagen: „Jetzt steht unsere Sache schlecht“, dagegen immer wieder freudige Festversammlungen verschiedenster Art abhalten, müsste zumindest die Tendenz in den Vordergrund gestellt werden, dass jedes grosse, glückliche Ereignis nicht als Substrat der Volkserfreude diene, sondern der Volkserziehung und, was noch wichtiger ist, der Zionisten-erziehung im subjektiven Sinne. Dass unsere Ideenverbreitung nicht Überredungskunst, nicht in der Öde des Schlagwortes und der Routine eingefangen werde, nicht auf die hohle Begeisterung eingestellt sei und nicht darauf, den Zuhörer bloss für die zionistische Idee zu gewinnen — sondern darauf, zugleich seine Seele zu wandeln, seine menschlichen Qualitäten zu beeinflussen. Dass wir ihm den Zwang des innern Wahrhaftigkeits-Bedürfnisses einhämmern, ihm die Scheu vor der Gefühlslumperei beibringen: dem Ideal nichts zu geben, es aber zu Lustzwecken zu missbrauchen; die Scham also vor der Lüge, ein Chaluz, Schomer, Zionist zu heissen und ein Lüstling zu bleiben, somit ein Zionüstling zu sein.

Nur diese Art Propaganda trägt die Bürgschaft der Dauerwirkung in sich. Nur sie kann im Volke fruchtbar werden. Suchen wir das Gefäss nicht zu bessern, so schütten wir die zionistische Idee in ein löcheriges Fass und haben dabei die Juden, die nach Palästina ziehen, in der Seele dazu gar nicht vorbereitet. Versteht aber unser Volk nicht, dass dem Aufbau der neuen

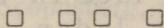
Heimat ein Umbau des jüdischen Menschen vorangehen muss, so hat auch der Aufbau des Landes keinen Sinn und keine Dauer. Darum ist diese Volksbeeinflussung auch vom rein praktischen Standpunkt der Agitations-Ökonomik die einzig rationelle Art. Ein schwieriger Weg, aber auf dem allein kann ein sicherer Nutzeffekt erzielt werden.

Sonst ist unser öffentliches Sprechen ein Missbrauch des Wortes und darum eine Vernichtung seiner Wirkungsmöglichkeit. Die schönen Reden töten uns. Hätten wir bis jetzt nicht so schön geredet, unsere vierzigjährige Propaganda hätte ganz andere Resultate ergeben.

Ich weiss freilich, dass bei aller Agitation die geistige Fassungskraft und die psychische, antiidealistische Einstellung der Menge in Betracht zu ziehen sei. Aber jede unserer Reden muss dennoch — oder gerade darum — so angelegt werden, dass durch sie der Mensch im Juden um etwas gebessert werde. Um ein Winziges nur, um ein Tausendstel Milligramm. Aber doch! Muss man zu dem egoistisch Beschränkten in seinem Sinne sprechen und schreiben, so muss dieser Sinn durch dieses Sprechen und dieses Schreiben um ein Härchen nach der Seite des Freiern, Höhern verschoben werden. Auf dass wir ihn in diesem seinen tiefstufigen, pflichtscheuen, verantwortungsfernen Hohl-sinn nicht bestärken, sondern erschüttern, dass wir ihm seine Seelenruhe rauben! — —

Dass die Zionisten — und überall, wo ich von Zionisten spreche, meine ich alle Anhänger-Schattierungen des zionistischen Gedankens, von den rechtesten Misrachisten bis zu den linksten Poalei-Zion; die Zionisten sind ebenso die grösste Gefahr des Zionismus, wie es die Poalei-Zion für den Poalei-Zionismus sind und ähnlich die Bundisten für den Bundismus und die Agudisten für den Agudismus — dass die Zionisten, sage ich, seit jeher und überall versagen, liegt in den Mängeln ihrer menschlichen Eigenschaften. Diese Unzulänglichkeit macht aus den Zionisten — Zionüstlinge und aus dem Zionismus — Zionisterei.

Nur ein rechter Mensch kann ein rechter Zionist sein.



II.

DIE ÜBERWINDUNG DES HEUTIGEN TYPUS: „JÜDISCH-AKADEMISCHER BÜRGER“.

Es ist nicht bald etwas Anderes nach Idee und Modus, nach Inhalt und Erscheinungsform so ganz unjüdisch, so charakteristisch schlecht-europäisch (zum Teil spezifisch deutsch) als das heutige Gepräge, das „jüdischer Hochschüler“ heisst. Besonders dieser Typus, dieser spannungslose, parfümierte Seele, diese Quintessenz des „bessern Menschen“ ist ein Typus, der überwunden werden muss.

Es ist nicht bald etwas Anderes nach Idee und Modus, nach Inhalt und Erscheinungsform so ganz unjüdisch, so charakteristisch schlecht-europäisch (zum Teil spezifisch deutsch) als das heutige Gepräge, das „jüdischer Hochschüler“ heisst.

Der jetzige Typus „Akademiker“ im allgemeinen, aus dem antik-artistischen Kastengeist organisch herausgewachsen, konnte nur innerhalb der extrem kapitalistischen Gesellschafts- und Rangordnung sowie nur im Rahmen der kapitalistischen Studienmöglichkeiten zu dem werden, was er ist. Wir sehen ihn als den Kandidaten einer Klasse, der Intelligenz, Vortrag, gehalten in einem Lemberger jüdisch-akademischen Verein. zu welchem die Zugehörigkeit weder durch irgendwelche moralischen Qualitäten, noch durch irgendwelchen Drang weder einer Disposition noch einem innern Bedürfnis, noch irgend einer Idee entspringt. Einzig die Aussicht auf Einkünfte, die oft sozial recht unfruchtbar sind, die Kalkulation der sogenannten „gesicherten Lebensstellung“, bisweilen auch leere Karrierestrebererei und Thiersucht, kleinlich-kleingewinnliche Eitelkeit — das sind heute die einzigen Triebfedern der akademischen Berufswahl.

Freilich gibt es unter den akademischen Bürgern überall und auch bei uns viele, hochwertige Naturen, die entweder ihrer Wissenschaft als Selbstzweck mit Hingabe dienen oder verschiedenen ausserberuflichen geistig-kulturellen oder sozialen Strebungen in Wahnhafigkeit ergeben sind oder ihren Beruf ernst und still-bescheiden als Berufung ausüben. Vor diesen verneige ich mich in Wertschätzung, vor manchem auch in tiefer Verehrung.

Heimat ein Umbau des jüdischen Menschen vorgehen muss, so hat auch der Aufbau des Landes keinen Sinn und keine Dauer. Darum ist diese Volksbeeinflussung auch vom rein praktischen Standpunkt der Agitations-Ökonomie die einzig rationelle Art. Ein schwieriger Weg, aber auf dem allein kann ein sicherer Nutzereffekt erzielt werden.

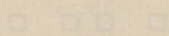
Sonst ist unser öffentliches Sprechen ein Misstusch des Wortes und darum eine Vernichtung seiner Wirkungsmöglichkeit. Die schönen Reden löte-^{XX} aus. Haben wir bis jetzt nicht so schön geredet, unsere vierzigjährige Propaganda hätte ganz andere Re-

**DIE ÜBERWINDUNG DES HEUTIGEN TYPUS:
JÜDISCH-AKADEMISCHER BÜRGER.**

Ich weiss freilich, dass bei aller Agitation die geistige Fassung der Menge in Betracht zu ziehen sei. Aber jede unserer Reden muss dennoch — oder gerade — so angelegt werden, dass durch sie der Mensch im Judentum etwas gebessert werde. Um ein Winziges nur, um ein Tausendstel Milligramm. Aber doch muss man zu dem egoistisch Beschränkten in seinem Sinne sprechen und schreiben, so muss dieser Sinn durch dieses Sprechen und dieses Schreiben um ein Härtchen nach der Seite des Freiern, Höheren verschoben werden. Auf dass wir ihn in diesem seinen tiefstuligen, pflichtscheuen, verantwortungslosen Funktion nicht bestärken, sondern erschüttern, dass wir ihm seine Seelenruhe rauben! — —

Dass die Zionisten — und überall, wo ich von Zionisten spreche, meine ich, alle Anhänger-Schattierungen des zionistischen Vorleses — den rechten Mirachisim bis zu den linkssten, die Zionisten sind ebenso die größte Gefahr des Zionismus, wie es die Partei-Zion für den Partei-Zionismus sind und ähnlich die Bundisten für den Bundismus und die Agudisten für den Agudismus — dass die Zionisten, sage ich, seit jeher und überall versagen, liegt in den Mängeln ihrer menschlichen Eigenschaften. Diese Unzulänglichkeit macht aus den Zionisten — Zionselinge und aus dem Zionismus — Zionisterel.

Nur ein rechter Mensch kann ein rechter Zionist sein.



A) Der Zustand und die Aufgabe.

Meine These ist: Der heutige jüdische Akademiker, besonders seine mitteleuropäische Species, dieses privilegiert-bequeme Wesen, diese spannungslose, parfümierte Seele, diese Quintessenz des „bessern Menschen“ — ist ein Typus, der überwunden werden muss.

Es ist nicht bald etwas Anderes nach Idee und Modus, nach Inhalt und Erscheinungsform so ganz unjüdisch, so charakteristisch schlecht-europäisch (zum Teil spezifisch deutsch) als das heutige Gepräge, das „jüdischer Hochschüler“ heisst.

Der jetzige Typus „Akademiker“ im allgemeinen, aus dem antik-arischen Kastengeist organisch herausgewachsen, konnte nur innerhalb der extrem kapitalistischen Gesellschafts- und Rangordnung sowie nur im Rahmen der kapitalistischen Studienmöglichkeiten zu dem werden, was er ist. Wir sehen ihn als den Kandidaten einer Klasse, der Intelligenzklasse, des Intelligenzstandes, zu welchem die Zugehörigkeit weder durch Begabung noch durch irgendwelche moralischen Qualitäten bestimmt wird und zu welchem der Drang weder einer Disposition noch einem innern Bedürfnis, noch irgend einer Idee entspringt. Einzig die Aussicht auf Einkünfte, die oft sozial recht unfruchtbar sind, die Kalkulation der sogenannten „gesicherten Lebensstellung“, bisweilen auch leerste Karrierestreberei und Titelsucht, kleinlich-kleingesellschaftliche Eitelkeit — das sind heute die einzigen Triebfedern der akademischen Berufswahl.

Freilich gibt es unter den akademischen Bürgern überall und auch bei uns tiefe, hochwertige Naturen, die entweder ihrer Wissenschaft als Selbstzweck mit Hingabe dienen oder verschiedenen ausserberuflichen geistig-kulturellen oder sozialen Streben in Wahrhaftigkeit ergeben sind oder ihren Beruf ernst und still-bescheiden als Berufung ausüben. Vor diesen verneige ich mich in Wertschätzung, vor manchem auch in tiefer Verehrung.

Dies gilt aber nur für einen kleinen Bruchteil. Woraus sich die Erklärung ihrer Ausnahmsart ergibt: Sie sind von solchem menschlichen Hochwert, nicht weil sie Akademiker, sondern obgleich sie es sind. Ihre Seele ist einfach von diesem Bonzenium nicht verdorben. Im allgemeinen aber ist heute dem Akademikertum ein Erstreben unverdienter Privilegien wesentlich und sein Ziel für die Fertigen ist letzten Grundes ein glanzvolles oder zumindest behagliches, lediglich von den Vorteilen des lieben Ego geleitetes Wohlleben, das durch Arbeit möglichst wenig gestört und entwürdigt sein darf. Gegebenenfalls schillert diese flache Unter-Alltäglichkeit in modebestimmtem, unbeschwerlichem Ästhetentum und muss dann als desto unschmackhafter empfunden werden.

Die Selbstverständlichkeit z. B. — man müsste sagen: Unverschämtheit — mit der wir alle still in uns lachen, wenn bei Promotionen, Inaugurationen udgl. der Rektor oder Dekan mit dicker Salbung von Idealismus, von ethischen Aufgaben usw. des akademischen Bürgers spricht — dieses stille Lachen ist der beste Spiegel der Auffassung des Akademikers und vom Akademiker. Besonders da doch dieser so idealistisch-moralistisch predigende Herr Professor selber möglicherweise nach langem Feilschen die Lehrstelle angenommen hat, die ihm das höchste Honorar einbringt, obgleich sein Wirken an einer andern Stätte aus irgend einem wissenschaftlichen oder ethischen Grunde notwendiger wäre. Möglich, dass er gerade Lehrer der Ethik ist. In Europa darf eben einer unangefochten Ethik lehren, der sie in seinem Leben niemals walten lässt. — Da heisst der grosse, der grösste Wissenschaftler, der grösste Gelehrte eben der, welcher das grosse, das grösste Honorar bezieht.

Ähnliche Massstäbe gelten ja auch auf einem andern Gebiete der modernen Hochkultur, auf dem der Kunst, bei der Frech-Europa auch von hohen Zielen und Idealen, von Göttlichkeit, von höchstmenschlicher, himmlischer Erhebung faselt. Diese Göttlichkeit, Erhabenheit, vom reproduzierenden Künstler der Menschheit vermittelt, kann, dank den Honoraransprüchen dieses himmlisch Begnadeten, umso weniger Menschen offenbart werden, je göttlicher dieser Künstler ist.

Am schändlichsten ist aber wohl die Widerspruchslosigkeit, mit der wir es hinnehmen, dass im sozusagen menschlichsten aller akademischen Berufe, in dem des Arztes, bei welchem unmittelbares Mitleid und Erbarmen den unmateriellsten Gesichtspunkt erwarten lassen, dass auch in diesem, oder erst recht in

diesem Berufe, je mehr einer im Stande ist, die Menschen zu heilen, Menschenleid zu beheben oder zu lindern, also ein je grösserer, berühmterer Herr Geheimrat er ist, desto weniger kommt sein Wissen, sein Können, seine Fertigkeit denen zugute, die ihrer am meisten bedürfen, ihrer am würdigsten sind, sondern immer nur denjenigen, die sie am höchsten zu bezahlen vermögen (Ausnahmen zugegeben). Man stelle sich die erschreckende Perspektive vor: An derselben Krankheit lägen drei Menschen danieder: ein gewisser armer Gläser schleifer, der allbekannte Herr Barmat und der ebenso hartherzige wie beschränkte Zar Nikolaus II — und einzig die wissenschaftliche Kapazität, das Genie, sagen wir, eines Professors Noorden könnte die drei heilen. Da müsste der arme Gläser schleifer, der Baruch Spinoza heisst, zugrundegehen, dafür aber blieben Nikolaus und Barmat zum Heil und Glück der Menschheit erhalten.

Und diese frevlerische, lügenhafte Tendenz der hohen Bildung geht natürlicherweise als Auswirkung und Fäulnis durch alle ihre Vorbereitungsstufen bis zur niedersten hinab. Es besucht ja schon die dritte Gymnasialklasse nicht der, welcher begabt ist, welcher studieren kann und will, sondern der, dessen Eltern wollen und studieren lassen können. Können die es, so sind die Fähigkeiten des Söhnchens oder des Töchterchens das Allerbelangloseste dabei: auf rechts oder auf links, durch Bitten, Beziehungen, Verwandtschaften — es wird durchgeschoben! Von den Fällen nicht zu sprechen, wo der Zucker und das Mehl und das Kostüm der Gattin des Herrn Professors das Wissen des Schülers vertreten. — — Dass diese Jungen, erwachsen, sich dessen nicht schämen, dass dies noch niemals ein Selbstmordmotiv für einen denkenden Schüler war, eher noch das Gegenteil, dass er nicht genügend durchgeschoben worden sei — das sollte an sich ein Gegenstand unserer Scham sein.

Dergestalt ist das geistig-soziale Antlitz des gegenwärtigen Akademikertums in Europa.

Ganz anders war dies in der altjüdischen Kulturtradition. Dort war den höheren Schülern und Gelehrten ein Geistiges das Höchstziel, immer mit einer Art materiellen Resignation, mit stiller Bescheidenheit und Demut, oft mit einer starken Dosis von Askese verbunden. Bei uns heisst es: „Mache die Lehre nicht zur Krone, durch die du hoffärtig werdest, und nicht zum Spaten, mit dem du gräbst!“ Im Altertum pflegten gewöhnliche Arbeiter, welche tagsüber die schwersten Lasten getragen, Hammer oder

Hacke geschwungen, an dem Webstuhl oder an dem Mühlstein gegessen haben, abends in die Akademie zu kommen — als Hörer oder Lehrer. Oft wurde ein Arbeiter zum Rektor und Leiter der Akademie berufen.

Und heute noch ist vielorts im Ost- und Orientjudentum ein in Europa „gemeiner Mann“ Genannter, ein Schneider, Kleinrämer oder kleiner Angestellter, — ein Grosser in der Gemeinde, sobald sein Geist gross, sobald er im althebräischen Schrifttum gelehrt ist. Da bringen die Studien keine Privilegien und die Karriere des jungen Menschen wird von seinem Wissen und Können bestimmt, nicht von den Schulzeugnissen, die es dort fast nicht gibt. Freilich gilt dies in der Gegenwart leider nur noch von jenen kleinen Kreisen, deren Leben und damit auch die Schulvorbereitung für das Leben, sich noch nach jüdischen und nicht bereits nach europäischen Normen gestaltet; wo noch die Ehrfurcht vor dem Geist ein wirklich Lebendiges und nicht wie in Europa nur ein billiges Ornament satter Ästheten ist, das niemand ernstnimmt.

Indem ich mich nun besonders an den zionistisch orientierten Akademiker wende, sage ich: Unser neues Leben in Palästina und unser jetziges, für jenes vorbereitende, sollte durch das Fehlen jener unfruchtbaren und exklusiven Species charakterisiert sein, die heute „Akademiker“ heisst. Und hat sie auch Wertvolles an sich, so möge das in Bahnen und Formen überleitet werden, die unserer Art und unseren wahren Bedürfnissen entsprechen. Denn ich weiss freilich, dass die heutige Spezialisierung auf allen Wissensgebieten andere Studienmethoden fordert als die einstmals und jetzt beim Thoralernen möglichen; auch, dass heute eine Wissenschaft im Nebenbei eines andern Erwerbsberufes schwerlich erlernt werden kann. Mögen sich aber die Inhalte und Formen unseres höhern Unterrichts wie immer gestalten — unsere präventöse Protzenhaftigkeit von heute darf in keinem Sinn in unsere neuen Renaissance-Verhältnisse hinüber. Die Deutung und Überwertung des eigenen Standes beim heutigen Akademiker; der Ton, in dem er vom „Standesmenschen“ spricht und denkt; seine Forderung nach „standesgemäsem Leben“ — dieser Ausdruck in seinem Munde müsste unser Ohr verletzen.

Und dass heute weite ostjüdische Proletariere Kreise fälschlich im Zionismus eine Art volksüberhebliche Bewegung sehen, ist unter Anderem, Tieferem, auch mit die Schuld der Überheblichkeit dieses unsern Akademikertums. Dessen Standesdünkel ist

an den Klassendünkel jener meist bundistischen Arbeiter gestossen, der ebenfalls in unserem neuen Leben überwunden werden muss. Unser erneuerter gemeinschaftsethischer Sinn muss über jedes Standes- und Klassenbewusstsein den Stab brechen, das als Bevorzugungsanspruch auftritt und nicht als Verpflichtungsgebot.

Student und Arbeiter. Irgendwie muss in Palästina eine innere Synthese dieser zwei Kategorien entstehen. In erster Reihe muss der jüdische Student bürgerlichen Milieus sein Verhältnis zur Idee der Arbeit von Grund auf ändern. Nur so kann er seine Volksfremdheit im Sinne von Subjekt und Objekt überwinden. Nur so kann im allgemeinen die Krisis der Intelligenz, die in allen vom Geist des sozialen Gedankens berührten Völkern heute aktuell zu werden beginnt, gelöst werden. Bei unserer mentalen und sozialen Volksstruktur und bei unseren besonderen übermenschlich schweren geistigen und Arbeits-Aufgaben in Palästina muss diese Umstellung am allerraschesten und gründlichsten erfolgen.

Und wie ich früher den Gegensatz in der Wesensauffassung der Bildung und des Gebildeten im traditionell Europäischen von der einen und im Jüdischen von der andern Seite hervorgehoben habe, so ist dieser Unterschied gleich stark in der Bewertungsgrundlage von Arbeit und Arbeitendem im griechisch-römischen und also auch europäischen Kulturkreis einerseits und dem jüdischen andererseits. Es ist hier nicht der Ort, darauf des Näheren einzugehen.*) Es genüge der Hinweis, dass der Grieche mit ausgesprochener und selbstverständlicher Verachtung auf die Arbeit blickte und nur dem müssigen Genuss den Kranz der höchsten Ehren zuerkannt hat. Sokrates, Demosthenes und Aristoteles hielten die Arbeit für unwürdig eines freien Mannes und Plato erklärt ausdrücklich: Ackerbauer und Handwerker sind nicht wert, Vollbürger zu sein, denn sie sind keiner bürgerlichen Seelengrösse fähig und besitzen keinen Adel der Gesinnung. Lukian schreibt: „Als Bildhauer bist du ein Handwerker von gemeinem Sinn und wenn du auch Phidias wärest.“ Antisthenes wieder sagt von einem Musiker: „Er ist von niedrigem Stande, sonst spielte er die Flöte nicht so schön.“ Auch bei den Germanen und Gallieren hat bis hinab ins Mittelalter die Arbeit den Stand eines Ritters und Edelmannes entehrt und der Begriff des Feinen und Vornehmen ist bis heute mit dem des Nichtarbeitens, des Müssigganges verbunden geblieben — wenn auch mit einer schamhaften Unausgesprochenheit.

*) Siehe meine Abhandlung im „Juden“, November 1919: „Die allgemein europäische und die jüdische Kulturtradition als geistige Voraussetzungen eines Sozialismus“.

„Und wenn in der heutigen Gesellschaftsordnung“ — schrieb ich im ‚Juden‘ — das Kapital, der Besitz, das Entscheidende ist, so drückt der einzelne Kapitalist den Stempel seiner Art nicht nur infolge des reinen Zahlen-Markt- und Tauschwertes seines Besitzes der Gesellschaft auf, sondern wesentlich auch durch den Prestigewert, Achtungswert, den sozialen Geltungswert im breitesten Sinne. Dieser Prestigegrad — ein irrationales Imponderabile — wird wuchtiger und drückender empfunden als der Besitz an sich und findet eben in der heute allerdings nicht mehr offen eingestandenen Geringschätzung des Arbeiters sein negatives Gegenstück und Äquivalent. Für mich ist der Nimbus des Reisenden der I. Klasse, sein überhöflich Gegrüsstwerden, unsozialer als seine Bequemlichkeit. Für mich würde der Kapitalismus auch in einem sozialistischen Zeitalter in voller Macht und Sündhaftigkeit wesentlich bleiben, solange der ‚gutsitzende Frack‘ ein Ansehen verleiht; solange man sich ohne Kragen nicht zu einer öffentlichen Beratung etwa oder einer Tafel setzen darf; solange man, kräftig und gesund, sich im Kaffeehaus vom Kellner beim Fortgehen den Hut mit einer Verbeugung reichen lässt und solange der jeweilig Leistende (der meist bezeichnenderweise ‚der Bedienende‘ heisst) dem Zahlenden zu danken pflegt und nicht umgekehrt.“

Im Gegensatz zu diesem Stimmungswerte des Besitzes und dem Unansehen des Schaffens, war im alten Judentum die Arbeit als ein Vorzug, ein Ehrenzeichen des Menschen erkannt und gewürdigt. Nur die Arbeit, sagte ein Gelehrter, erhebt den Menschen über das Tier; nur durch das produktive Schaffen wird der Erdensohn das Ebenbild seines Schöpfers. Die Arbeit adelt, heiligt den Menschen und vermittelt Gottes Bündnis mit ihm. Sie allein ist die höchste Frömmigkeit. — So im alten Judentum. Und wenn heute der palästinensische „Hapoël Hazair“ Begriff und Forderung der Arbeit in den Mittelpunkt seines Programms und seiner Kulturanschauung stellt, so hat das, abgesehen von der Bedeutung aus der momentanen Notwendigkeit heraus, wohl auch mit altjüdischen Kulturidealen einen inneren Zusammenhang.

Wir werden also irgendwie gelehrte Arbeiter haben und Gelehrte, die Arbeiter sein werden. „Geistiger Arbeiter“ wird ein manueller Arbeiter sein, der geistig ist. In Europa aber ist jetzt der Name „Geistiger Arbeiter“ für, sagen wir, den Doktor, den Advokaten, Arzt odgl. geprägt worden, bei dem von Geistigkeit keine Spur ist und von Arbeit auch nicht viel. Dessen essen-

tiellen, idealsten Lebensstunden die sind, welche er allabendlich beim Karten-, Domino-, Mah-Iong - oder Schachspiel oder beim Kaffeehaustratsch verbringt, in öder Geselligkeit — O, diese Gesellen! — und wenn er schon recht geistig veranlagt ist, so löst und verfasst er Kreuzrätsel — alles nur um sich zu zerstreuen, um sich die Zeit zu vertreiben. Und immer hat man die Empfindung, dass diese abendliche Gemütlichkeit sein Lebensziel ist, dass nur die Aussicht auf dieses Ideal ihm all die Mühe und Plagen der langen Studienjahre vergoldet hat. Es sind keine trüg bequemeren Philister denkbar als diese *cives academici*, die doch *ex offo* zumindest *burschikos* sein müssten. Man könnte meinen, es sind da die Philister zu neuem Leben auferstanden, gegen die unsere Vorfahren einst an den Gestaden Palästinas gekämpft haben. Aber jene waren noch lange nicht so philiströs.

Einen ganz andern Typus des „Geistesarbeiters“ dürfen wir bei uns erhoffen. Einen, dessen ideellen Allgemeinheits-Interessen über den Fussball und andern Sport hinausreichen; der, bei aller Anerkennung der Wichtigkeit und Notwendigkeit körperlicher Ertüchtigung, sich doch manchmal dessen erinnert, dass das denkende Wesen „Mensch“ nicht nur Füsse, sondern auch einen Kopf habe und dass es darum noch andere geistige Berufe gebe ausser dem des Tormanns. Einen, der wieder, wie einst unsere Grossväter, die Zeit braucht; der den Abend oder die samstägige Musse auch zum Lernen, Denken benützt.

Wobei ich nicht hoffen muss, dass alle Juden so werden, aber fordern darf, dass diese Menschenart wieder bei uns Juden die Repräsentanten der Geistigen werden. Dass das Zeichen der Intelligenz nicht das bisweilen unreinliche, oft unsachliche Sich-Durchschlagen bis zur Promotion sei, sondern einzig das tiefe Bedürfnis nach „Ruchaniuth“, nach einem Geistigen. das mehr ist als ein Zeitungsartikel und grössere Gehirn- und Herzensanstrengung erfordert als die leichtliche, allabendliche Einschläferungslektüre. Wir müssen es dahin bringen, dass als Merkmal des Intellektuellen die Art gelte, wie er seine freie Zeit gebraucht: dass er die Langweile nicht kenne — ausser in Gesellschaft; dass er die Nötigung nicht empfinde, den Abend zu verbringen, umzubringen; nicht die Zeit zu vertreiben, abzutreiben; nicht seine Stunden totzuschlagen, vielmehr halbtote noch lebendig zu gestalten; dass er sich nicht nach Zerstreung sehne, sondern nach Sammlung.

Aus all dem wird wohl folgen, dass auch der Lehrbetrieb der palästinensischen Universität nach Geist und Form von un-

serm europäischen Trott irgendwie abweichen wird müssen, ohne auch nur eine wahre Errungenschaft Europas oder Amerikas preiszugeben. Irgendwie wird der Lehrgang diktiert sein von der immanenten Richtkraft der jüdischen Mentalität, von unserm ethisch-historischen Volksideal einerseits und den beispiellosen Bedingungen des Aufbaus eines Landes aus dem Nichts andererseits. Wenn auch wohl niemand von uns voraussagen vermag, wie sich die Entwicklungslinie gestalten werde. Ähnlich wie niemand vor dreissig Jahren die heutigen Formen des palästinensischen Arbeits- und Arbeiterlebens vorauswissen konnte. Aber die altjüdische sozial-kulturelle Tradition (mag sie auch bei vielen durch den russisch-revolutionären Modus hindurchgegangen sein), die heutige spezifische ökonomische Struktur unseres Volkes und die Notwendigkeiten des neuen Palästina haben dort doch schon bis jetzt einen Typus des Arbeiters, des Dorfwächters, des Stallwärters, des Steinklopfers geschaffen, der in Tönung und innerm Stil von dem sonst in der Welt bekannten Gepräge weit abweicht. Diese Ursachen werden auch einen andern Typus des jüdischen Akademikers zeugen.

In allgemeinen Umrissen können wir uns vorstellen, dass der Advokat, der Arzt, der Ingenieur udgl. ebenso voll und in jeder Beziehung als Arbeiter wird betrachtet werden, wie der Maurer, der Fuhrmann, Schlosser usw. Ausschlaggebend für die Berufs- oder Arbeitswahl wird nur die Befähigung und Neigung sein. Und steigert sich fortwährend in unserm Volke der Drang zum Studium in der gleichen geometrischen Progression wie bisher, so werden bei uns nach der einfachen Beziehung zwischen Angebot und Nachfrage die Studierten schlechter bezahlt sein als die Strassenkehrer und Kanalräumer. Weil es dieser nur wenige geben wird, der Doktoren und Ingenieure aber eine grosse Menge. — Der Studierte wird also einen der vielen, im Wesen und in der Bewertung gleichen Arbeitsberufe ausüben. Ein Intelligenzler, ein „höherer Arbeiter“ wird nur der sein, der geistige Bedürfnisse haben, der, wie gesagt, seine ausserberufliche Zeit und ausserberuflichen Gedanken geistig ausfüllen wird; einerlei ob er Ziegelarbeiter, Architekt oder Professor ist.

*

Doch, wenn man in der Bewertung des jetzigen Akademiker-Prototyps nicht überschwenglich im Lobe sein kann, so dürfen wir nie vergessen, welch ungeheuren Verdienste der jüdische Student sich um die Anfänge unserer Renaissance-Bewegung

erworben habe. Er hatte natürlicherweise einen breiteren Horizont als die Masse, kam auf akademischem Boden mit der Hochschuljugend anderer Nationen in Berührung und wurde von der Begeisterung derer angefeuert, die in den nationalen Freiheitsbewegungen ihrer Völker lange schon eine entscheidende Rolle gespielt hatten. Von den Emanzipationserhebungen der diversen kleinen Völker wurden Leon Pinsker, Ben Jehuda, Perez Smolenski und die anderen ersten Denker-Träumer unserer Erneuerung zu ihren spezifisch jüdischen Gedanken und Taten mehr als angeregt.

Aus zwei Quellen wurde bekanntlich der Zionismus geboren und gespeist: aus einer rationalistisch-modernen, die im allgemein europäischen Erwachen der Nationen ihren Ursprung hatte — Repräsentanten: Pinsker und später Herzl — und aus einer religiös-transzendental-romantischen, die dem Messianismus und der traditionellen Liebe zu Palästina entsprang; Repräsentanten: Hess und Kalischer. Nun, diese erstere Komponente, ein „Geschenk Europas an die jüdische Nation“, wurde zu uns von der Studentenschaft herübergebracht und im Volke verteilt. Das bleibt ihr Ruhmesblatt für alle Zeiten.

Man könnte sogar noch weiter gehen und sagen: Gerade das spezifische Ehrgefühl, dieser sonst unlöbliche Dünkel des Akademikers, musste in seiner schärfern Empfindlichkeit und Reizbarkeit von der Unbill der Judenfeindschaft und vom Gefühl der Unfreiheit am tiefsten verletzt werden und so den Studenten zum Vorkämpfer der Befreiung machen.

Aber all dies für die Anfänge unserer Bewegung in aufrichtiger Anerkennung zugegeben, kann doch nicht bestritten werden, dass der jüdische Akademiker später ganz versagt hat. Die Ausartung und Entgeistigung des jüdischen Korpsstudententums in den letzten zwanzig Jahren (mit Berücksichtigung der Ausnahmen) ist zu bekannt, als dass darüber viel zu sprechen wäre. In manchen Ländern: Kappen, Bänder, Bier, Stänkereien, Messuren usw., in anderen zumindest: Kaffeehaus, Billard, diluvialer Formalismus, kleinliche Prestige- und Vorrangszänkereien — dies machte den innern Gehalt der meisten Verbindungen aus. In den Universitätsorten waren die Buden Brutstätten für Hohlköpfigkeit (Ausnahmen natürlich zugegeben) und germanische Trink- und Raufformen galten als Symbole stramm organisierter zionistischer Gesinnung. In den Provinzstädten wieder, wo im stärker jüdischen Milieu die „goischen“ Mumpiz-Formen schon ganz fremd und lächerlich erschienen und darum keine Bindungs-

und Wirkungskraft hatten; da wo wirklich nur ein Geistiges, eine Idee (die ja eben fehlte) einen Zusammenhalt zu bewirken vermocht hätte — hier also konnte natürlicherweise eine rechte Studentenvereinigung für die Dauer überhaupt nicht bestehen. Denn auch die nichtkorpsmässig organisierten Studenten-Vereine hatten keinen geistigen Inhalt, obgleich sie — vielleicht in Selbsttäuschung — ideelle Schilder ausgehängt haben. Und auch die meisten mittellosen Studenten, deren Brotsorgen ihnen den Genuss der Tagdieberei nicht erlaubten, unterschieden sich nur in der Verwirklichung dieses müssigen Wohllebens von ihren glücklicheren Kollegen, nicht aber in der Sehnsucht nach einem solchen und nicht in seiner Bewertung.

Nichts aber kennzeichnet vielleicht die Phrasenhaftigkeit, den Anti-Ernst unserer akademischen Kreise so sehr als ihr Verhältnis zur hebräischen Sprache: Dreissig Jahre lang wurde allenthalben, auf Abenden, Akademien, Matinees, Versammlungen und Meetings seitens akademischer Agitatoren mit Stolz und Emphase von der Pflicht geschwätzt, unsere „alte, erhabene Sprache“ zu lernen — das Resultat aber ist uns allen zur Genüge bekannt! Und diese Wahrhaftigkeit im Verhalten der akademischen Propagandisten und Führer, ihre redliche und schwere Mühe, die „herrliche Sprache“ zu erlernen, wirkte natürlich auf die Zuhörer, auf Gross und Klein, in entsprechender Weise. Das Volk und besonders die Jugend kennt seine Intelligenz — und ahmt ihr nach. Dabei standen der Hebraisierung des Volkes keines der vielen Hindernisse entgegen, welche der Palästina-Aufbau immerwährend zu überwinden hat und die uns Zionisten als (Ausflucht -) Rechtfertigung der geringen Resultate unserer vierzigjährigen Besiedlungs-Arbeit zu dienen pflegen. Mit Bezug auf diese zweite Hemisphäre unserer Erneuerungsaufgabe, die Hebraisierung der Galuth, gab es doch niemals „rote Zettel“ und Immigrationsbeschränkungen, hatte man zu keiner Zeit auf den Charter zu warten, auf San Remo und das private Weltkapital; da kamen doch keine Heuschrecken und keine Kugeln der Araber. Es fehlte nur der nichtfiktive Wille und diesen brachten wir, Führer und Geführte, in den vier Dezennien unserer Scheinbewegung nicht auf. — Wir Akademiker also, wir Intellektuellen, wir tragen in erster Reihe die Unehren-Schuld daran, dass die hebräische Sprache bis heute noch so wenig verbreitet worden ist. — —

Kurz: von wirklich jüdischem Geist, von Geistigkeit überhaupt, ja von primitivstem jüdischen Abc.-Wissen ist in unserer

Sphäre keine Spur. Keine der neuen Parolen, die im Zionismus während seiner Entwicklungszeit wiederholt erschollen und ihn erneuerten, ist von den studentischen Kreisen ausgegangen. Versteinert, sich selber entäussert, eindimensional, Fläche! Die Vibrationsfähigkeit des jüdischen Studenten, seine sensorischen und emotionellen Kräfte waren wohl geeignet für die erste Erschütterung — unzulänglich aber seine motorische Kraft für die Arbeit, für die schöpferische zionistische Evolution, die tätige Ausdauer. Vom ersten, grossen Sturm und Wirbel ist im Akademikertum kein rechtes Sediment, kein kompakter Humus zurückgeblieben, der fruchtbar hätte werden können. Die „Bilu“ sind aus dem akademischen Element hervorgegangen, aber du findest es nicht mehr bei den weiteren Alijoth.

Als in den Jahren 1919/20 eine Sturzwelle der Begeisterung viele Hunderte aus unserer edelsten Jugend unter den schrecklichsten, aussichtslosesten Bedingungen nach Palästina drängte, da schritt beispielsweise in Polen der „Haschomer Hazair“ in Scharen voran — und viele, viele unter ihnen verloren ihre Gesundheit und viele ihr Leben. Wir Akademiker aber, wir waren klüger: Muss man denn seinen Zionismus gerade nur in Nahalal und in K'far Saba betätigen? Kann man dies nicht auch in den diversen Buden udgl. tun? Sind wir denn dumm, alle Vorteile und Bequemlichkeiten und Vergnügungen der Zivilisation preiszugeben und in eine Wüste zu gehen? Bei glühendem Chamsin Erdkarren zu schieben und giftige Sümpfe zu trocknen? Dazu haben wir höhere Bildung erworben? — O, wir waren vernünftig! Darum fehlt gottseidank keiner von uns und wir lustwandeln, Jung und Alt, bei bester Gesundheit und blühendem Aussehen auf jedwedem europäischen Korso, unsere Nationalsprache, die — polnische, deutsche, russische usw. im Munde. Palästina aber, das hat Zeit! Das nimmt uns niemand weg. Im Gegenteil, je später wir hinkommen, desto mehr ausgebaut wird es sein, desto besser werden wir es dort haben. Wenn wir mit den Studien fertig geworden sind und hier sich nicht fett verdienen wird lassen, so können wir immer noch hinüber, können uns noch immer „standesgemäss“ an einem schönen Orte etablieren, den die Anderen, die Grünen, die Naiv-dummen, entwildert haben werden.

Das ist unsere Mentalität!

*

Aus derlei Erwägungen heraus leugne ich, dass es heute besondere geistige Probleme des jüdischen Akademikers gibt;

negiere ich die Notwendigkeit jüdisch-akademischer Zeitschriften und aller jüdisch-akademischen Verbindungs- und Vereinskategorien, beginnend mit der Mittelschüler-über die Ferial-bis zur eigentlichen Verbindung — die Fach- und Unterstützungszwecken dienenden natürlich ausgenommen. Ich verneine den Sinn einer akademischen Nation in der Nation. Ganz schon aber negiere ich die Notwendigkeit eines jüdisch-akademischen Weltverbandes. Ohne Zweifel den löblichsten Intentionen entsprungen, ist er doch ein krasser Anachronismus — er müsste denn ein Verband sein zur Überwindung des jüdischen Akademikers. Ohne dass die Gründer es wollten, liegt ein beträchtlicher Ambitionismus in der Sache. Ich meine nicht die persönliche Ambition, sondern die kollektive, die Standesambition: „Wir Akademiker!“.

Ach, machen wir uns in der Positur des führenden jüdischen Jugendstandes nicht breit; denn das sind wir heute nicht mehr! Der Wächter-Schomer in Migdal, der Steinbrecher in Giwath-Schau, der Bauhandlanger in Akka — der ist heute unser Stolz, unsere Hoffnung, unser Vorbild, auch wenn er beinahe ein Analphabet ist und von besserer Gesellschaftlichkeit keine Ahnung hat. Er ist uns das — natürlich in einem weit tiefern, wesentlicheren Sinne — was der österreichische oder preussische schöne Leutnant vor dem Kriege den Mädels war zwischen siebzehn und zwanzig: er ist unser Schwarm, unser Stern. — Ein Hauptziel zionistischer Volksbeeinflussung muss es heute sein, dass von jedem jüdischen Vater und jeder jüdischen Mutter — und gerade der „besseren Gesellschaft“ — ein Sohn als Schmied in Beth-Alpha oder eine Tochter, die Köchin-Wäscherin in Daganjah ist, als grössere Ehre, als etwas Wertvolleres, Stolzeres empfunden werde denn der Sohn, der Universitätsprofessor in Paris ist oder sogar in Jerusalem. Wir ahnen nicht, wie gross und tief die Macht der gesellschaftlichen Wertung ist; sie allein macht die meisten Werte. Dieser Schmied nun, wenn er ein rechter Chaluz und ein rechter Schmied ist, muss uns so sehr Ideal und Muster sein, dass wir seine Bewertung bei uns als Massstab, als Proberstein für unsern Erneuerungswillen, für unsere Erneuerungsfähigkeit, für unsern Ernst, unsere Ehrlichkeit ansehen. Das heisst, wir Zionisten aller Schattierungen sind noch etwas wert, wenn wir diesen Schmied und nur ihn verehren; sind aber hohle Lügner, ausgepichte Phraseure, wenn wir heute andere Götter haben neben ihm. Heute. Ist unser Werk in Palästina zumindest halbwegs getan, vielleicht in zwanzig-dreissig Jahren, vielleicht nach zwei

bis drei Generationen, dann können wohl andere Wertmassstäbe sich ergeben. Aber heute nicht!

Heute gibt es also für einen Weltverband jüdischer Akademiker in seiner gegenwärtigen Attitude keinen Platz — bei aller Anerkennung seines lobenswerten Willens. Gegen einen allweltlichen Hilfs- und Interessenverein der jüdischen Studentenschaft könnte freilich niemand etwas einwenden: eine Sektion, eine formelle oder unformelle, des allgemeinen Welt-Verbandes der jüdischen Hilfsorganisationen. Aber der hätte mit feierlichem und geräuschvollem Gepränge, mit flatternden Fahnen, Festakademien, Bankets, Parade-Interviews in der „Times“ und anderen Zeitungen nichts zu tun. Ein solcher sachlich orientierter Verband hätte es nicht nötig gehabt, als einen seiner ersten Programmpunkte die Errichtung eines vornehmen Riesenheims in der berühmten Potemkinschen Jerusalemer Universitätsstadt anzukündigen, in dem der Dancing nicht fehlen soll. Wir waren einst das Volk des Buches, jetzt ist hier aus unserer dem Buche nächststehenden Schichte, den Studenten, ein Jungvolk des Dancing geworden. — Und in Palästina? Wer glaubt, „ki mizion teizei Thora“, dass von Zion die Lehre Gottes ausgehen werde — meinetwegen. Aber „ki mizion teizei Huppa-Huppa“ — das muss nicht sein!

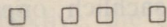
*

* *

Für den Typus des jüdisch-akademischen Bürgers bisherigen Stils hat die Glocke bereits „Schluss!“ geläutet. Die soziale Glocke, die jüdisch-kulturelle und besonders die palästinensische. Schon fällt der eiserne Vorhang — es ist Zeit, von der Bühne abzutreten, wenn wir nicht dem Clown der alten Scene gleichen wollen, der nach dem Klingelzeichen, mit dem Vorhang im Rücken, voll lächerlichen Eifers ernste Grimassen schneidet.

Es hat diese Stunde in ganz Europa geschlagen. Aber die Anderen, in normalen, sich langsam ändernden Verhältnissen lebend, hören noch das Läuten weniger. Wir aber, suchende, tastende, von Anfang neu bauende, wir sind zuvörderst vor die Notwendigkeit gestellt, alles in die Rumpelkammer zu werfen, was dorthin gehört. Wir werden, wie in manchen sozialen Formen des neuen Palästina, auch in den akademischen Europa vorangehen müssen. — Lasst uns in der neuen Heimat nicht die Gewänder frisch anziehen, welche die übrige geistige Welt abzulegen sich anschiekt!

Und es wäre von Wichtigkeit, diese Warnung all jenen Mittelschülern in die Ohren zu rufen, die Fuchs-Aspiranten sind, Füchse der Füchse. Diesen möchte ich sagen: Meine jungen Freunde, ich muss euch leider ein Unangenehmes eröffnen: Bildet euch nichts darauf ein, dass ihr bald in das hochhonorige, hochnasige Stadium des Akademikers eintretet. Nur keine Illusionen! Bis ihr das ersehnte Glück erlebt haben werdet, Hochschüler im bisherigen Sinn zu sein, hat sich inzwischen dieser mächtige, leuchtende Idealheld als ein wattierter, grell geschminkter Bajazzo entpuppt!



B) Vom innern Gesicht der Numerus-clausus-Frage.

Das Problem des Numerus clausus hat ein äusseres Gesicht, ein politisches, staatsbürgerliches, staatskonstitutionelles und ein inneres, innerjüdisches und seelisch-individuelles.

Ich will ausschliesslich vom inneren Antlitz dieser Frage sprechen. Zum staatspolitischen habe ich nichts zu bemerken. Der Kampf, den ihr gegen den Numerus clausus kämpfet, ist ein über jeden Zweifel gerechter Kampf. Die Konstitution gibt uns das gleiche Recht wie den Anderen und niemandem sei es erlaubt, dieses Recht anzutasten.

Für das innere Gesicht aber beginnt die Frage erst dort, wo sie, von der äusseren Seite gesehen, bereits ihre Grenzen gefunden hat. Gebührt nämlich dir, jüdischer Student, jüdische Studentin, das Recht, in den Ländern zu studieren, wo die Numerus-clausus-Frage existiert — und es gebührt dir unbestreitbar — so erhebt sich erst das innere Problem: Sollst du, willst du in diesen Ländern studieren? Willst du in dieser Atmosphäre giftigsten Hasses, brutalster, alle Grenzen weit überschreitender Feindschaft, mitten in infernaler, beispiellos erniedrigender Verachtung — willst du in dieser Sphäre die höchsten Stufen menschlicher Bildung und Veredelung ersteigen? Musst du da nicht vielmehr sinken, statt zu steigen? Vergiffest du deine Seele nicht, das Beste in deinem Herzen, indem du täglich, stündlich die tiefste Verunglimpfung deiner Art hören, sehen und geradezu tasten musst? — — Und du würgst sie hinunter, die heisse Schmach, musst sie hinunter würgen, auch wenn du durch irgend eine Reaktion, eine Aktion, einen Protest, fälschlich deine Ehre und Würde zu wahren wähnst. Und in den Untertiefen deines Bewusstseins, in den verborgensten Falten deiner Seele, sitzt die Entehrung in dir, verdrängt und verschüttet, eine gefräßige „Schlange, die die besten Säfte aus dir saugt und sie in dich als Gift“ und Zersetzung hinein erbricht, als Pein der Selbst-

verachtung, als quälendes Gefühl der eigenen Minderwertigkeit. Sie wirkt, ohne dass du es weisst, in deines Wesens tiefsten Abgründen als Verheerung, tötet allen höhern Willen in dir, jeglichen edleren Antrieb, und bricht aus dir heraus mit allen Symptomen der Volksneurasthenie: Überempfindlichkeit, Unbeständigkeit, Zerfahrenheit, Unruhe, Grübelsucht und innere Ermüdung. — —

Willst du das? Kannst du das wollen?!

*

Nun sind viele durch die Nichtaufnahme in die betreffenden Universitäten gezwungen fortzugehen. Und ich will sogar den idealeren, den schöneren Fall nehmen: Deine Mittel erlauben es dir und du glaubst, deinem Ehrgefühl, deinem Würdebedürfnis genüge zu tun, wenn du ungezwungen den brodelnden Hasskessel verlassest und ins Ausland ziehst. Du wanderst, ein rechter Ahasver, als Strafe für die Sünde des Kreuzes mit dem „Judenpäckel“ am Rücken, nach einer andern, heute mehr oder weniger gastfreundlichen Universität, irgendwohin, nach Prag oder München, Padua oder Rom und Madrid — zu Völkern, deren Freundschaft zu dir du doch aus deiner alten Geschichte — du alter Junge! — kennen müsstest; zu Nationen, deren Liebe, Nächstenliebe, mit fast noch ungeheilten Striemen und Beulen auf deinem Leibe brennt. Zu diesen bist du gezwungen jetzt zu kommen — trotz aller höflichen Formen der Aufnahme und der wohlwollenden Gastfreundschaft im Kern ein Bettler doch; trotz allen Standesstolzes im Grunde der Seele und vor dem innern Auge der Welt ein heimatloser, armseliger Schnorrer, die Verkörperung unseres alten Galuthfluches: „Und du wirst zum Gleichnis sein und zur Stachelrede unter all den Völkern, dahin dich der Ewige treiben wird, und nicht wird dein Fussballen Ruhe finden“.

Kannst du das ertragen, du denkender, fühlender Sohn, du denkende, fühlende Tochter eines Volkes, das neben den Griechen die Fundamente der heutigen Weltkultur geschaffen; das der Menschheit ihre Bibel und ihren Ethos gegeben; ihr die Propheten, Moses, Spinoza, Karl Marx, Paul Ehrlich, Einstein und der Christenheit ihren Heiland und ihre Apostel geschenkt hat — kannst du so lernen, so leben, so für das Leben lernen? — — Oder empfindest du am Ende all dies gar nicht? Empfindest du die Atmosphäre des Numerus clausus nicht als schrecklicher, drückender denn ihn selber? Würgt all jenes nicht in dir, du Akademiker, Akademikerin, mit dem entwickeltem, schärferm Ehrgefühl, dem subtilern Stolzbedürfnis, der edlern Leidenschaft des Herzens?

O, dieser Gedanke wäre zu schrecklich!

Nein — du musst das fühlen!

Und man sage nicht, dass eine solche Einstellung zur Schwächung unserer Kampfpositur für unser Studierrecht alldahier in der Galuth führen kann! Die Analogie mit den allgemeinen Gesichtspunkten des Zionismus ist da eine vollständige. Auch der Zionismus als ein Integrales kämpft gegen die Schmälerung unserer Gleichberechtigung in der Galuth, gibt also in der äussern Perspektive, in der des zwischenvölkischen Gesetzes, den Anderen nicht Recht, wenn sie „Nach Palästina!“ rufen — lässt aber in der Seele jedes Zionisten doch ein anderes Recht, eine Rechtspflicht gegen sich selbst gelten, die in ihm mit aller Gewalt „Nach Palästina!“ schreit. Wir haben das Recht, hier zu bleiben, hier zu studieren, aber zugleich die Volkspflicht gegen uns selbst, solche Bedingungen zu suchen und zu schaffen, die es uns ermöglichen sollen, dieses Recht nicht in Anspruch nehmen zu müssen. Denn dies sei allen Verfechtern von Galuthautonomien, allen übereifrigen Advokaten unseres politischen Kampfes als Selbstzweck, in die Ohren geschrien: Nicht kann und darf ein Volk darauf allein sein Leben gründen, dass es sich ständig mit dem Nachbar prozessiert. selbst wenn es ständig im Recht ist; nicht darauf, dass es auf sein in Gesetzbüchern bestehendes Recht pocht, sich auf fremde Konstitutionen, auf von Fremden anderen Fremden aufgezwungene Minoritätsklauseln beruft. Nein. All diese Codices und Verträge und Garantien sind Beigaben, Regulatoren des Lebens— und zugegeben: ernste, wichtige—aber doch nicht das Leben selber. Ein Volk kann in wahrer Wesenheit nur von dem Recht leben, das es sich selber durch eigene grosse, schwere, blutige Mühe schafft. Durch Aufgaben, die bitteren Schweiß fordern und Leid und Opfer: durch das Bahnen von Wegen im Urgestein, durch Trocknen von Sümpfen, Fruchtbarmachen von Wüsten, durch das Bauen ab ovo, mit eigener Kraft, auf eigene Kosten, mit eigener Gefahr — kurz: durch die eigene vom Volksethos getragene, schöpferische Arbeit.

Diese Einsicht, die den Grundgedanken der zionistischen Weltanschauung, des exklusiven Palästinismus, bilden sollte, oft aber von den Zionisten in der Galuth sowohl als auch in der neuen Heimat vergessen wurde und vergessen wird — diese Einsicht muss auch dem jüdischen Studententum beim Aufbau seines geistigen Landes, seiner Universität in Jerusalem, mass- und richtunggebend sein. Wie der Zionismus im allgemeinen dem

heimatlosen Wandervolke den sehnenenden Sinn, den Hunger und Schrei nach der Heimat gegeben hat, so fällt der jetzt eröffneten hebräischen Universität die gleiche Aufgabe der Weckerin und Erfüllerin unter der Jugend zu, die studiert.

Es ist bekannt, dass einerseits die kleine Zahl von hundertdreissigtausend jüdischen Seelen in Palästina die Universität noch nicht braucht und anderseits letztere vorläufig bloss ein Forschungsinstitut bleibt, das seine Pforten für Studierende noch nicht öffnet, hauptsächlich weil sie weder die nötigen Mittel noch die nötigen Hörer hat — wenn auch noch andere Gründe hierfür vorhanden sind. Nun, die Universität zu Leben und Realität bringen — das könnten weder die zionistische Organisation noch das Aktionskomité, auch nicht der Universitäts - Ausschuss oder irgend welche Professoren — nur das Studententum könnte es. Besonders in all den Fächern, die nicht (wie z. B. Ius) an Bedingungen bestimmter Staaten gebunden sind, könnten wohl schon bald Tausende in Jerusalem studieren — auch solche, die dann nicht in Palästina blieben — wenn Zehntausende von Hochschülern darauf mit Eifer, mit Fanatismus hinarbeiten und dafür die Mittel aufbringen wollten.

Die Aufgabe wäre freilich über alle Massen gross und kompliziert, sowohl für die Organisierenden als auch für die dort Studierenden — abgesehen von den nötigen kolossalen Geldbeträgen für direkte und indirekte Zwecke. Es könnte das Ganze nur gelingen, wenn alle, auch die dort Lernenden, ihre Aufgabe als schwere, opferreiche Chaluziuth in verbissenem Eifer auf sich nähmen, wie ja überhaupt der Gesamtaufbau Altneulands, allem spiessbürgerlichen Interessen - Standpunkt zum Trotz, Pioniergeist zur Voraussetzung haben muss. — Es müssten unter anderem Tausende von Studenten raschest und gründlich Hebräisch erlernen; unser „Schalom! Schalom!“ und die erste Halbsrophe der „Hatikwah“ erwiesen sich da wohl als ungenügend. Diejenigen, die sich dort für das Ausland vorbereiten würden, hätten wohl teilweise doppelt zu arbeiten. Professoren müssten gefunden werden, die Hebräisch lernen wollten, um lehren zu können und die Lehrbücher zu verfassen — und tausend andere Schwierigkeiten wären zu überwinden, die jetzt nicht einmal übersehen werden. — Aber all dies in Betracht gezogen, müssen wir uns doch sagen, dass diese so grossen Aufgaben verschwindend gering sind gegenüber dem gigantischen Vorhaben des Zionismus, der Gesamtverpflanzung der Judenheit in die neue Heimat — und wir unternehmen das doch!

Wenn ich also früher gesagt habe, dass das einzige Problem und die einzige Kollektivaufgabe des jüdischen Akademikertums die wären, sein bisheriges Gepräge zu überwinden, so sind hier zu dieser Umwandlung Ausgang und Angelpunkt gegeben. Es würde dabei die hebräische Universität bald zu einem lebendigen, tätigen Organismus gestaltet und es könnten zugleich tausende Studenten aus der Giftsphäre des Numerus clausus erlöst werden. Da wäre die Möglichkeit bereitet, den hohen Schwung, der die zionistische Jugend in der Jugendzeit des Zionismus beseelt und den sie später verloren hat, wieder zu erlangen. Vorausgesetzt, es könnten sich diejenigen, denen das Schicksal die Gunst verliehen, jetzt, gerade jetzt jung zu sein, zu der Bescheidung aufschwingen, sich nur als Weg und Brücke zu dem Zukunftsjuden zu fühlen, dem wahrhaft „geistigen Arbeiter“, der in Palästina erstehen soll.

Die Aktivierung der hebräischen Universität in der grossen Masse, dass sie die Numerus-clausus-Frage ganz oder fast ganz löste, könnte also wohl verhältnismässig bald erfolgen, wenn wir wirklich wollten.

Aber, werden wir das? Werden wir diese Kraftanstrengung auf uns nehmen?

Es ist möglich, dass auch unser Feuer nur ein Feuerwerk sei; dass auch unser Wille im Munde seinen Sitz habe. Möglich, dass wir für die Erlösung unseres Geistes und unserer Seele nur so viele Opfer werden bringen wollen, als der Durchschnitt der Juden-Zionisten für die Erlösung des Bodens. Möglich, die Universität habe für uns schon genügende Bedeutung, da wir mit kleinster Leistung aber grösster Freude ihre Eröffnung gefeiert haben; da wir die Entwicklung derselben im Kino angafften und daraus kostenlose Begeisterung und billigen Stolz schöpfen; nach Jerusalem unsere Deputationen und Gratulationen senden, selber aber hier in den lieb gewonnenen Verhältnissen schön ruhig weiter sitzen bleiben.

Nun, werden wir so unsere Aufgabe erfüllen, wird unser Verwirklichungs- und Erlösungswille so unzulänglich sich erweisen, dann wird die Universität in vierzig Jahren relativ so weit entwickelt sein, wie jetzt Palästina nach vierzig Jahren sogenannter Palästina-Bewegung. —

Der jüdische Hochschüler aber wird inzwischen nicht nur bei fremden, feindlichen Lehrstühlen in Ungarn, Österreich, Ru-

mänien und manchen slawischen Ländern sitzen, sondern oben-
drein wie jetzt auch weiterhin daraus ein Gefühl des Stolzes
ziehen: er wird sich mit den bei diesen Hassern geltenden Eh-
renzeichen, stolzen Standeszeichen schmücken, mit der tradi-
tionellen fremdnationalen Akademiker-Mütze usw.

Ich weiss, es kann ein innerlich Gefestigter, Starker, das
Schandmal, das ihm der Feind aufzwingt, zum Zeichen der Ehre
erheben. Es haben die adligen Freiheitskämpfer der Niederlande
den Namen „Geusen“, den ihnen ihre Bedrücker, die Spanier,
als Schimpfwort zugeworfen, als Ehrenbezeichnung angenommen.
Ich könnte es wohl begreifen, hätten die Juden den gelben Fleck,
den ihnen die Gewalt der Feinde als Merkmal der Erniedrigung
angeheftet, als Zeichen gehobenen Selbstgefühls adoptiert. Das
wäre innere Würde.

Wie ist uns aber jedes Gefühl wahrer Ehre geschwunden,
wie belegen wir uns selber mit Hohn und Spott, wenn wir das,
was unser verbissenster Feind und Hasser für sich als Ehren-
zeichen statuiert, auch als das unsere wählen; wenn wir nicht
einen Judenfleck in Zwang und mit Zähneknirschen, sondern frei
und freudig das Würdezeichen unserer Erniedriger und Verächter
zu Stolz und Zier und Schmuck prunkend auf unser Haupt set-
zen — durch keine Notwendigkeit und keinen Nutzen dazu ver-
anlasst, einzig durch die Begier nach leerem, erbärmlichen Stan-
desprotz: Ecce homo academicus!

III.

DAS DOGMA VON DER EWIGEN GALUTH

EIN KARDINALPROBLEM DER ZIONISTISCHEN IDEOLOGIE



Ein Teil dieser Abhandlung ist
im „Juden“ 1919 erschienen.

Die verschiedenen israelitischen Grundgedanken sind bei weitem nicht so sehr in deren Stellung zum Palästina-Probleme, als vielmehr in der Stellung zur Frage: „Kann der Zionismus die heilentrage lösen?“, oder, was nur die Kehrseite dessen ist, zur Frage: „Muss die Galuth ewig sein?“

Denn die Palästina-Kolonisation, sogar der Palästina-Judenstaat lässt sich ja von den verschiedensten Gesichtspunkten aus, auch von ganz antizionistischen oder antijüdischen, bejahen; weil das leicht bequeme, häuslich-private „Warum denn nicht?“ sich in mannigfachen Variationen auch ins Politisch-Programmatische übertragen lässt. Der Galuth-Ewigkeitsfrage aber erhebt sich die dringendste, sich nicht lösende Frage: „Warum denn nicht?“

Von den Nationalsozialisten, Sozialisten und den Sozialisten über die Ausweisung Palästinas, ein Besondere wird in Betracht gezogen, die zu den Partei-Zion und extremen bürgerlich-jüdischen Landspolitikern lässt sich Vieles und Fundamentales in allen diversen programmatischen Forderungen sowie faktischen Richtungen aus der unterschiedlichen Beantwortung der oben formulierten Galuthfrage ableiten.

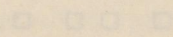
Wir müssen uns erinnern, dass eines der Hauptprobleme des Zionismus das die wichtigste Einwendung gegen ihn war, die uns in die Tiefen seiner Fundamente ging: Palästina kann alle Juden nicht fassen. Die Zionisten antworteten: Man vermag über die Passungsfähigkeit eines Landes zu verlässliche Bestimmungen nicht zu sagen. Es ist dies von sehr vielen anderen Umständen ausser der Leistungsfähigkeit des Bodens, und was damit in Beziehung steht, abhängig. Und nicht nur davon, was das Land bietet, sondern auch davon, was die Bewohner brauchen. Es gibt so viele und unüberschaubare Faktoren, die die Grösse und Art der Bedürfnisse

männern und manchen slawischen Ländern sitzen, sondern oben-
drein wie jetzt auch weiterhin darauf ein Gefühl des Stolzes
zieht: er wird sich mit den bei diesen Hassern geltenden Eh-
renzeichen, stolzen Standeszeichen schmücken mit der tradi-
tionellen fremdnationalen Akademiker-Mütze usw.

Ich weiß, es kann ein innerlich Gefestigter, Starker, das
Schaudisiel, das ihm der Feind aufbringt, zum Zeichen der Ehre
erheben. Es haben die adeligen Freiheitskämpfer der Niederlande
den Namen „Gansen“, den ihnen ihre Bedrücker, die Spanier,
als Schimpfwort gegeben. Ich weiß, es kann ein innerlich Gefestigter,
Starker, das Schandisiel, das ihm der Feind aufbringt, zum Zeichen
der Ehre erheben. Es haben die adeligen Freiheitskämpfer der
Niederlande den Namen „Gansen“, den ihnen ihre Bedrücker,
die Spanier, als Schimpfwort gegeben. Ich weiß, es kann ein
innerlich Gefestigter, Starker, das Schandisiel, das ihm der
Feind aufbringt, zum Zeichen der Ehre erheben. Es haben die
adeligen Freiheitskämpfer der Niederlande den Namen „Gansen“,
den ihnen ihre Bedrücker, die Spanier, als Schimpfwort gegeben.
Ich weiß, es kann ein innerlich Gefestigter, Starker, das
Schandisiel, das ihm der Feind aufbringt, zum Zeichen der Ehre
erheben. Es haben die adeligen Freiheitskämpfer der Niederlande
den Namen „Gansen“, den ihnen ihre Bedrücker, die Spanier,
als Schimpfwort gegeben. Ich weiß, es kann ein innerlich Gefestigter,
Starker, das Schandisiel, das ihm der Feind aufbringt, zum Zeichen
der Ehre erheben. Es haben die adeligen Freiheitskämpfer der
Niederlande den Namen „Gansen“, den ihnen ihre Bedrücker,
die Spanier, als Schimpfwort gegeben. Ich weiß, es kann ein
innerlich Gefestigter, Starker, das Schandisiel, das ihm der
Feind aufbringt, zum Zeichen der Ehre erheben. Es haben die
adeligen Freiheitskämpfer der Niederlande den Namen „Gansen“,
den ihnen ihre Bedrücker, die Spanier, als Schimpfwort gegeben.

Wie ist uns aber jedes Gefühl matter Ehre geschwunden,
wie betegen wir uns selber mit Hohn und Spott, wenn wir das,
was unser verbissenster Feind und Hasser für sich als Ehren-
zeichen statuiert, auch als das unsere wählen; wenn wir nicht
einen Judenpfeck in Zwang und mit Zähneknäusen, sondern frei
und freudig das Würdezeichen unserer Erniedrigung und Versüchtung
zu Stolz und Zier und Schmuck prunkend auf unser Haupt set-
zen: durch keine Notwendigkeit und keinen Nutzen dazu ver-
anlasst, einzig durch die Begier nach leerem, erbärmlichen Stan-
despomp? Ecce homo academicus!

Ein Teil dieser Abhandlung ist
in „Juden“ 1919 erschienen.



Die graduelle Abstufung des Verhältnisses der verschiedenen israelitischen und jüdischen Parteien zum zionistischen Grundgedanken drückt sich bei weitem nicht so sehr in deren Stellung zum Palästina-Problem aus, als vielmehr in der Stellung zur Frage: „Kann der Zionismus die Judenfrage lösen?“, oder, was nur die Kehrseite dessen ist, zur Frage: „Muss die Galuth ewig sein?“.

Denn die Palästina-Kolonisation, sogar der Palästina-Judenstaat lässt sich ja von den verschiedensten Gesichtspunkten aus, auch von ganz azionistischen oder antizionistischen, bejahen; weil das leicht bequeme, häuslich-private „Warum denn nicht?“ sich in mannigfaltigen Variationen auch ins Politisch-Programmatische übertragen lässt. Der Galuth Ewigkeitsfrage aber erheischt ein dezidiert eindeutiges Entweder-Oder.

Von den nichtnationalen israelitischen Liberalen und den Sozialisten über die Agudisten, Volkisten, „Alljuden“ und Bundisten, bei welchen allen Palästina zur Lösung der Judenfrage als ein Besonderes nicht in Betracht kommt, bis zu den Poalei-Zion und extremen bürgerlich-zionistischen Landespolitikern lässt sich Vieles und Fundamentales in ihren diversen programmatischen Festsetzungen sowie taktischen Richtlinien aus der unterschiedlichen Beantwortung der oben formulierten Galuthfrage ableiten.

Wir müssen uns erinnern, dass beim Erstehen des Zionismus das die wichtigste Einwendung gegen ihn war, die bis in die Tiefen seiner Fundamente ging: Palästina kann alle Juden nicht fassen. Die Zionisten antworteten: Man vermag über die Fassungsfähigkeit eines Landes im vorhinein Bestimmtes nicht zu sagen. Es ist dies von sehr vielen anderen Umständen ausser der Leistungsfähigkeit des Bodens, und was damit in Beziehung steht, abhängig. Und nicht nur davon, was das Land bietet, sondern auch davon, was die Bewohner brauchen. Es gibt so viele und unübersehbare Faktoren, die die Grösse und Art der Bedürfnisse

oder die sogenannte Bedürfnislosigkeit der Bevölkerung und deren Befriedigung bestimmen. Man wies auf Belgien hin, als auf den am dichtesten bevölkerten Staat, wobei niemand sagen könnte, dass dies schon ein nicht zu übertreffendes Maximum darstelle. Ausserdem, so sagten die Zionisten, sollten alle Juden nicht hinüberwandern können, so wird die Position der in der Galuth bleibenden kleinen Zahl eine ganz andere als bisher sein, dadurch, dass in Palästina ein Zentrum und eine Heimstätte der jüdischen Nation bestehen wird.

Zu Anfang nun, besonders in der „Judenstaats“-Epoche, solange sich die Zionisten ihre Aufgabe recht leicht und in kurzer Zeit durchführbar vorstellten, gingen sie ausserhalb der Apologie auf eine breite Erörterung dieses Gedankens nicht ein.

Aber Jahrzehnte vergingen und mit ihnen der „holde Leichtsinne“ und der Glaube an das rasche und leichte Werk. Die Zionisten bekamen Zeit zum Nachdenken und zum Sich-selbst-fragen. Und mehr als einer antwortete sich: Wirklich, Palästina kann alle Juden nicht fassen und nebst dem Teile, der hinübergehen wird, dürfte dieses Land höchstens etwa den jährlichen jüdischen Geburtenüberschuss der Diaspora aufnehmen, so dass immer grosse Massen in der Galuth werden bleiben müssen.

Zum Teil war diese — an sich wehmütige — Einsicht doch in einer tiefern Seelenschicht halb unbewusst erwünscht. Sie war von dem Wunsche gezeugt, den national-kulturellen und politischen Galuthforderungen des Zionismus die Grundlage der Notwendigkeit zu geben. Da nämlich allenfalls Millionen in der Diaspora zurückbleiben werden, so müssen Diaspora-Programme aufgestellt und durchgeführt sein.

Jetzt aber, da äussere politische Konstellationen uns die Möglichkeit für Hoffnungen gegeben haben, die zu hegen uns früher viel ferner lag; jetzt, da wir die Pflicht haben, nicht nur an die Notwendigkeit, sondern auch an den Plan einer Grosskolonisation, in irgendeiner Masse, zu denken; jetzt, da wir uns durch das Nachdenken über diesen Plan und seine wahrhaft tausendfältigen Schwierigkeiten um so stärker an der längst gewonnenen Einsicht stossen, dass Palästina nicht gross genug sei, um usw. — jetzt halte ich es für tief notwendig und dringend, dass wir uns gegen diese dogmatische Einstellung im Zionismus im Prinzip und von Grund auf wenden.

Dass wir uns dagegen wenden, nicht indem wir das Gegenteil beweisen — die Verfechter der andern Meinung vermögen ihre Ansicht auch nicht zu beweisen — sondern indem wir

unsern festen, unbeirraren Willen zur totalen Aufhebung der Galuth als Primat setzen und der Beweiskraft der gegnerischen Argumente unsere berechtigten Zweifel entgegenhalten. Weil niemand wissen kann, welche ökonomisch-politischen Formen das Land und die Nebengebiete und die Welt überhaupt in den nächsten Generationen annehmen werden. Herzl setzte für Palästina eine Entwicklungshöhe der Technik voraus, die zu erreichen — und mit ihr ein enormes Fassungsvermögen — mir allenfalls leichter und wahrscheinlicher erscheint als so manchen sozialen Höhepunkt, den viele für unser Land in der nächsten Zukunft erwarten. Viele Fachmänner hatten uns ja früher bewiesen, hatten ausgerechnet, dass das Land nur noch eine verschwindend kleine Anzahl von Menschen, wenige Hunderttausende, werde aufnehmen können. Da kam Ballod und errechnete sechs Millionen schon gewissermassen für den Anfang der Entwicklung. Beweisen kann er dies im direkten und strengsten Sinne nicht. Bewiesen wird es nur sein, wenn wir diese sechs Millionen bereits hineingebracht haben werden. Schon dass der Zionismus, sagen wir, zwei Millionen auf palästinensischem Boden ansässig zu machen vermag, wird erst bewiesen sein, wenn sie dort bereits sein werden. Wir polemisieren ja alle täglich gegen unzählige Gegner, gegen kluge, praktische, informierte und sachkundige Menschen, die auch diese Möglichkeit bestreiten. Allenfalls werden bei diesen ersten zwei Millionen, bei denen die Fassungsfrage keine Rolle spielen wird, die anderen Fragen, Hindernisse, Unzulänglichkeiten und Widerstände so schwerwiegender, so geradezu erschreckender Natur sein, dass man niemandem die Möglichkeit schlechtweg zu beweisen vermag.

Ich kann es nicht beweisen, ich weiss selber nicht, ob das Hinüberführen der ersten etwa zwei bis drei Millionen in das im kleinsten und grössten von Tiefgrund aus erst zu kultivierende Land nicht eine grössere Schwierigkeit — nach der Meinung der Gegner: Unmöglichkeit — darstelle, als später das Hineinbringen der siebenten bis, sagen wir, sechzehnten Million. Ich weiss überhaupt nicht, wozu sich die Juden entschliessen werden, nachdem z. B. die Ballodschen Millionen hinübergewandert sein werden; einerlei ob dies während einiger oder einer Generation wird geschehen können. Ich weiss nicht, ob sie sich dann, wenn in Palästina vielleicht einmal für die restlichen Millionen absolut kein Platz sein sollte, nicht in einem der Nachbarländer ein zweites Konzentrationsgebiet suchen werden. Vielleicht in dem inzwischen bewässerten Mesopotamien. Vielleicht irgendwo anders.

Eine Konzentration — das empfinde ich im wesentlichsten Sinne als Gegensatz zur Galuth, der Zerstreuung. War irgend- ein Uganda vor der Erlangung Palästinas mit Recht eine Gefahr, so wird es das nicht mehr sein, sobald Palästina durch Millionen Juden gesichert ist. — Ich weiss nicht . . .

Aber das weiss ich: Wenn Millionen Juden einmal gezeigt haben werden, wie man ohne Galuth lebt, so wird keine Schwierigkeit der Welt die anderen abhalten, sich mit aller Gewalt und Anstrengung aus der Galuth hinauszudrängen.

Und das auch: Die Not und die wehe Bleilast und der Ekel der Galuth werden von immer mehr Juden und immer unerträglicher empfunden werden, mit fortschreitender Freiheit der Welt immer stärker empfunden werden. Das Gefühl für die eigene nationale Art und ihre Sonderbedürfnisse wird, neben den verschiedenen übernationalen Bestrebungen, jetzt bei allen Völkern, zumindest für weit absehbare Zeiten, immer stärker werden — und die Empfindung auch für die feinsten Nadelstiche mit, weil alles Volk immer reifer wird dafür. Die Kinder der Heloten werden schon nach Freiheit schreien. Als Confalonieri, Bacchiega, Pellico u. a. in den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts als erste von der nationalen Auferstehung und Befreiung Italiens träumten, da waren sie eben die einzigen, die das Fehlen dieser Freiheit wahrhaft schmerzte. Das Italien, das in ihrem Herzen lebte, das nur war unfrei. Die anderen Italiener stöhnten freilich, wenn sie bedrückt wurden, suchten der Unterdrückung, jeder wie er konnte, zu entgehen und inwieweit einem das gelang, bereiteten ihm die Fesseln Italiens, der italienischen Nation, wahrlich wenig schlaflose Nächte. Erst nach und nach erwuchs im Volke die Reife für die Unzufriedenheit, für das Gefühl des Schmerzes über die Unfreiheit — bis die Nation 1870 das Äusserste wagte und sich befreite. Auch bei uns konstatierte Herzl mit mehr Betrübniß als Ironie die gebräuchliche „individuelle Lösung der Judenfrage“ und dass, wenn man gesund ist und die Geschäfte gut gehen, das andere sich ertragen lasse. — Der Zionismus sollte eben diese Behaglichkeit stören.

Zionismus ist mir im primären, sensorischen Sinne: Auflehnung gegen das Galuthsein, gegen das immer Minderheit-sein, gegen die Qual der Erniedrigung und Hilflosigkeit des Zerstreut-seins, gegen die Gefahr, vom Hass und der Verachtung der Guten und Bösen in der Welt mit Selbstverachtung infiziert zu werden. Ich habe gestern einem jüdischen Hausierer im Volkscafé zugesehen: wie er hineinkam, wie er grüsste, wie er etwas

anbot, wie man ihn ansah, wie er wieder grüsste, wie er fortging. Er tat nichts Besonderes, man tat auch ihm nichts — aber mein ganzes Volk der Galuth sah ich in ihm vor mir: wie er grüsste und wie man ihn ansah! — — Zionismus ist mir nicht so sehr der grosse Seufzer, der sich von Zeit zu Zeit erhebt, als vielmehr das leise Unbehagen, das scheinbar leichte, scheinbar unschwer zu behebende und zu überwindende, das aber unablässig, ewig bohrt, fein und still, wie der zähe Holzwurm, bis zur Verzweiflung bohrt, bis man aufschreit und — kann man nur irgendwie — aus der Galuth hinausrast wie von Furien gejagt. Wem Zionismus nur Weltanschauung ist, Aufgabe in der Welt, in der Menschheit-Menschlichkeit, dem kann eine Änderung seiner allgemeinen Ansichten die Fundamente seiner zionistischen Gesinnung untergraben. Darum können diese Fundamente nicht primitiv genug, nicht nackt-wurzelhaft genug sein: dass Speise und Trank und Licht und Freude dem Juden irgendwie gallig oder schal werden in der Fremde — Fremde, Fremde!

*

Vielleicht aber schwindet der Druck, Galuth verliert ihre Bitterkeit, hört infolge der allgemein menschlichen wahr-innerlichen Toleranz und Liebe und Gerechtigkeit auf, Galuth zu sein?

Dann, dann allerdings wird der Zionismus, zumindest jener primitive, direkte, überflüssig werden. Es gibt für mich keine Tugend, die nicht einer Not entspringe. — Nun, ist Galuth keine mehr, dann gibt es aber auch keine in der Galuth ewig Zurückbleibenden. Meinetwegen, vielleicht kommt gar dieser Zustand, noch bevor die von den Gelehrten präliminierten ersten Millionen nach Palästina hinübergegangen sein werden. Dann aber werdet ihr auch mit eurem limitierten Zionismus nichts weiter zu tun wissen, ihr werdet in der Mitte stecken bleiben. Die antizionistischen Gläubigen der Evolution oder der Revolution als der sichern Löserin der Judenfrage, alle die Giranten des bourgeoisen Fortschritts oder der „allweltlichen Sowjetrepublik“ usw. rufen uns ja unisono jetzt schon zu, der Zionismus sei überflüssig, da der Sieg des Lichtes über die Finsternis ganz nahe ist, und bis wir die paar Millionen hinübergeführt haben, können wir sie schon wieder zurückführen, denn der Wolf lebt inzwischen bereits friedlich mit dem Lamm. Und bisweilen dämmert auch in mir die Vorstellung auf, dass einmal, einst, einst, alle Unterschiede der Nationen sich in eine einheitliche, einschichtige Menschheit verlieren werden. Eine Einförmigkeit, Einfärbigkeit, die mir, nebst-

bei gesagt, nicht als die über jeden Zweifel schönste Perspektive erscheint. Möglich, dass es dann nur Wölfe oder nur Schafe in der Welt geben wird, oder beide vielleicht von der ekligen Species der Hyänen vertilgt sein werden. —

„Und es wird sein am Ende der Tage und voller Vernunft wird die Erde“, verkündet Jesaias. — —

Am Ende der Tage — dass wir nur ja das Ende der Tage nicht in unser Kalkül setzen!

Noch am letzten Tage vor dem Ende der Tage entrinnt der letzte Jude weinend und jauchzend der Galuth; am letzten Tage vor dem Ende der Tage hat vor innerem Weh das Blut in ihm aufgeschrien, er hielt es in der Galuth nicht aus. Der Jude aber, der dies bis zum Abend dieses letzten Tages nicht getan haben wird, für den haben wir nicht zu sorgen, der braucht unserer Vorsorge nicht — am Ende der Tage.

Was werden denn andere Länder tun, die, jetzigen Berechnungen gemäss, nach zwei, drei, fünf Generationen ihre Völker nicht werden fassen können? Wir sorgen uns schon um, was weiss ich, die wievielte Generation, wo wir nur erst etwa drei-viertel Prozent der ersten Generation im Lande der Hoffnung haben!

Ich empfinde es demnach als eine Negierung des tiefsten und wesentlichsten Fundaments des Zionismus, wenn wir auch nur für einen Moment auf die Einstellung eingehen, dass diese Ideen- und Massenbewegung nicht auf eine Lösung der Judenfrage in erschöpfendster Totalität durch Konzentration hinzielt; wenn wir auch nur für einen Augenblick grundsätzlich damit rechnen wollten, dass die Galuth nie aufhören wird. Nicht aufhören wird in dem Sinne, dass die Juden in Massen und doch als unmassgebliche Minoritäten, ansehnlich und doch unangesehen, in den verschiedensten Ländern weiter in einer der jetzigen gleichen oder ähnlichen innern und äussern Verfassung leben werden, d. h. irgendwie anders als andere Minoritäten, unter eigentümlichen Bedingungen, in „unvergleichlichen Lagen“, in Lagen, bei denen das und jenes „zu berücksichtigen“ ist, das und dies ein „Problem von solcher Einzigartigkeit darstellt, dass ihm aus dem Gesichtspunkt der gewöhnlichen staatspolitischen Anschauung nicht beizukommen ist“ — kurz, wenn das politisch-wirtschaftliche und gesellschaftliche Judenproblem für alle Zeiten von einem niedern Normalitätsgrad, sei es konstitutiv oder numerisch, sein wird, als etwa das Polen-, Deutsche-, Letten- usw. Problem.

Jetzt aber beherrscht das Dogma von der Ewigkeit dieser Anormalität unsere Ideologie ausgesprochener- und unausgesprochenermassen aufs mächtigste, führt sie auf Abwege, Nebenwege, Rückwege und macht uns wirr und lahm und zickzackgänglich. Der Polarstern gleichsam, der unserem Steuer Richtung und festen Weg geben soll, schwankt selber und bringt Unsicherheit, Widerspruch, Halbheit in uns und immer zitteriges „Ja — Aber“.

Das zeigt sich unter anderem im folgenden:

Ist man der Meinung, dass der Zionismus nicht aus dem Willen und der Einsicht von der Möglichkeit erfließt, die Juden-Massenfrage restlos aus der Welt zu schaffen, so wird man dazu gedrängt, verschiedene andere Quellen für ihn zu suchen: wirkliche und imaginäre, lebendige Quellen und löcherige Gruben. Die schwanke Ziellinie wirkt auf den Ausgangspunkt zurück und uns ist so die volle, schöne und starke Geradheit verwehrt: „Der Zionismus bezweckt die direkte und völlige Lösung der Judenfrage“; wir müssen uns mit Behauptungen vom günstigen Einfluss auf die Lage der Zurückbleibenden winden (was an sich in einem gewissen Sinne seine Richtigkeit haben mag, aber zumindest ebensowenig bewiesen werden kann wie die Möglichkeit, alle Juden aus der Galuth zu führen). Ferner können wir auf eine volle Hebraisierung des ganzen Volkes nicht eindeutig lossteuern, weil dies ja in der Galuth eine Sache der Unmöglichkeit wäre, sagt man, und die Galuth doch nie aufhören kann. Auch ist die Meinung, der Zionismus vermag das Galuth-Massenproblem, das „Problem des jüdischen Volkes“, nicht zu lösen, mit eine Hauptquelle dafür, den Zionismus in erster Reihe als Problem des eigenen Ichs, der egozentrischen Persönlichkeits-Erlösung, inne zu werden (wobei hier die Frage nach dem Wert oder Unwert dieser Ich-Einstellung nicht berührt sein möge).

Schliesslich darf noch der mögliche Einfluss dieser Einstellung auf eines der Kardinalfragen unserer erhofften späteren Zukunft nicht unbeachtet bleiben, nämlich auf die Grenzfragen Palästinas. Ich weiss nicht, wie unsere jetzige Diplomatie in ihren verschiedenen Verhandlungen sich zur Frage des Fassungsraumes Palästinas, auch mit Hinsicht auf die späteren Entwicklungen, gestellt hat und stellt. Möglich aber ist es, dass unser Dogma vom ewig kleinen Fassungsvermögen dieses Landes unsere Propositionen in irgendeinem Masse verschlechtert hat. Es müssten vielleicht weitere Grenzen oder angrenzende Optionsgebiete irgendwie gefordert werden, mit Rücksicht eben auf die Ermöglichung einer allmählichen Aufnahme aller Millionen von Juden

und auf deren natürliche Vermehrung. — Wobei ich nicht zu den Naiven gehöre, die glauben, dass unsere „Forderungen“ ausschlaggebend sind; aber eine Komponente sind sie und können unter günstigen Umständen auf die Resultierende von Einfluss sein.

Demgemäss wird die dezidierte Stellungnahme des jüdischen Volkes zur Frage seiner völligen Erlösung durch die Konzentration auch für die Folge auf die Quantität und Qualität unserer palästinensischen Massensiedlung von allererster Bedeutung sein. Man bedenke: Es ist uns gelungen, d. h. es ist der Anormalität unserer „Lagen“ gelungen, einen bedeutenden Teil der denkenden und führenden Menschheit von der Notwendigkeit zu überzeugen, dieser Anormalität durch Errichtung einer jüdischen Heimstätte in Palästina ein Ende zu machen — dank den fremden Interessen, die in derselben Richtung laufen. Nun soll aber schon a priori und im Prinzip durch diesen Versuch nicht geplant sein, die Absonderlichkeit aufzuheben, sondern die Judenfrage soll in einer, ich weiss nicht welchen, Form in verschiedenen Ländern weiter spuken, verewigt bleiben? Auf welche Notwendigkeit für die Schaffung der Heimstätte haben wir denn sonst der Welt gegenüber hinzuweisen, auf welches zwingende Entweder — Oder? Ist diese Schaffung nicht ein nationaler Luxus unsererseits, sobald durch sie nicht einmal nach einem entsprechenden Zeitraum das drückende Grundproblem, die Juden-Galuthfrage, verschwindet? Wir haben schon durch den zionistischen Versuch die Einsicht der Welt zu einem Besondern, Analogielosen*) gebracht, nämlich der Lösung erstens einer nationalen Frage durch die planmässige und einverständliche Umsiedlung eines der Rivalen, und zweitens zu der Anerkennung der Zusammengehörigkeit von einem Volke und einem Lande, deren gegenseitige zeit-räumliche Entfernung tausende Jahrkilometer, um einen physikalischen Ausdruck zu variieren, beträgt — sollen wir gleichzeitig dieselbe Welt schon für neue Formen, Formeln und Theorien, die den jüdischen Besonderheiten und Anomalien entsprechen, einzunehmen uns bestreben?

Wobei niemand zu präzisieren vermag, wie der Rest der angeblich durch die Konzentration nicht zu lösenden Judenfrage mit Erfolg zu lösen wäre. Freilich sagt man, die restlich verbleibenden Judenmassen werden nach den zu wahrer und wirksamer Geltung zu bringenden Minoritätsrechten, nach den

*) Vergleiche meinen Aufsatz, „Etwas zum Thema: Der Pazifismus und die nationalen Fragen“ in den „Dokumenten des Fortschritts“, April 1916.

Grundsätzen der nationalen Autonomie usw. zu behandeln sein. Das gebe ich zu und halte den Kampf zur Verwirklichung dieser Prinzipien, wie früher schon betont, für wichtig und nützlich. Aber die völlige Lösung unserer Restprobleme durch diese Prinzipien setzt erstens voraus, dass faktisch die wirtschaftliche und kulturelle Lage der jüdischen Minoritäten sich von der anderer nicht unterscheiden, und dass zweitens die Psychose des Judenhasses, welche die Lage der Juden bis jetzt — auch dort, wo sie in gleicher gesetzlicher Verfassung wie die andere Bevölkerung lebten — zu einer anormalen stempelte, nicht mehr vorhanden sein wird. Diese Voraussetzung wird eben bedeuten, dass es dann keine Judenfrage mehr gebe. Da wird aber auch von Galuth nicht mehr gesprochen werden können — das Dogma wird nicht bestehen.

*

Da ich nun die Ewigkeit der Galuth negiere, habe ich also die feste Überzeugung und Zuversicht, dass alle vierzehn Millionen, sowie auch die werdende fünfzehnte, sechzehnte Million Juden aus der Galuth hinaus werden?

Nein, fest überzeugt bin ich davon nicht. Das ist auch nicht nötig — aber dass wir es fest wollen, dass unsere ganze Seele danach schreie, das tut not!

Ich weiss nicht sicher — und ich glaube eben nicht an die, die es im bejahenden oder verneinenden Sinne zu wissen angeben — ob alle Juden werden auswandern wollen, können. Ich weiss auch nicht, ob es schon die ersten, sagen wir sechs Millionen, werden wollen, können. Ich glaube manchmal daran, manchmal nicht. — Aber was macht's? Es ist immer eine unvollständige und darum falsche Gegenüberstellung, die so vorgenommen wird, als gäbe es nichts in der Welt als entweder das Seiende oder das Erhoffte, das, an dessen Erfüllung man glaubt. Nein, es gibt noch ein drittes; das Sollende, das Gewollte. Es ist hier bereits darauf hingewiesen worden. Dass der innerste Sinn jeder Ethik der sei: An Stelle dessen, was ist, das aufzurichten, was sein soll, was gut ist, auch wenn wir nicht sicher glauben oder nicht sicher erhoffen, dass es verwirklicht werden wird; dass also die Einsicht von der Möglichkeit der Verwirklichung für alle Anstrengung genügen müsse und ich mir immer als Ideal einen Zionismus ohne Zuversicht vorstelle. Einen voluntaristisch fundierten, dem die Erkenntnis von der Notwendigkeit der Galuth-Überwindung und der Wille zu

restloser Erlösung als Ausgangspunkt und Antrieb voll und ganz genügen. Nur ein solcher ist stark genug, um alle Krisen, Enttäuschungen und Rückschläge unerschütterter zu überdauern.

*

Ein dergestalt voluntaristisch-volksethisch basierter Zionismus hat zur schwierigen Frage der Geltung des Tatsächlich-Realen ein deutlich geklärtes Verhältnis: Er kann sich nur nach dem essentiell Notwendigen orientieren, das aus unserer reinsten Absicht-Einsicht und aus dem Geist der Kontinuität der jüdischen Geschichte erfließt, nicht aber nach dem akzidental im Volk jetzt Vorhandenen und Überlegenen, d. h. nicht nach der momentanen Tatsächlichkeit. Diesem Zionismus ist auch „das Leben des Volkes“ im wesentlichen und verpflichtenden Sinne nicht das, was ist, sondern was sein soll. Insofern also dieses Leben des jüdischen Einzelmenschen wie der jüdischen Massen Folge und Spiegelung unserer achtzehnhundertjährigen Sklaverei und Unproduktivität in der Diaspora ist, fremder Art und Unart unfreiwilliger Abdruck, bleibt es uns, bleibt es dem Volksganzen ein zu Überwindendes. Ein mit Pietät, ohne Überhebung und Anmassung, ja mit Demut, aber doch mit aller Energie, Hartnäckigkeit, Fanatismus zu Überwindendes. Ein durch die Hingabe an die beispiellos schwierige Gestaltung eines normalern, gesünderen, ureigenen Volkslebens in der altneuen Heimat zu Besiegendes. Dieser Zionismus stemmt sich demnach einseitig-intransigent mit aller Kraft und mit aller Inbrunst schwerer Verantwortung gegen die reale Gegebenheit, dass das ganze Volk — mit verschwindenden Ausnahmen — nicht auf dem Boden lebt, auf dem es leben soll; dass es eine höchst ungesunde Wirtschaft hat, die es nicht haben soll, und nicht die Sprache spricht, die es sprechen soll. — Alle diese Realitäten, die im Grunde irrelative Anormalitäten sind, diesen faktischen Widersinn als Gegebenheit will er aufheben. Ob ihm das gelingen wird, weiss ich nicht; ich könnte dafür nicht garantieren, aber auch nicht um ein Quintchen mehr für das Gegenteil. Doch dieses Gelingen interessiert mich jetzt — mit etwas Übertreibung gesagt — gar nicht. Nach einer oder zwei oder mehreren Generationen werden wir darüber diskutieren.

*

Doch muss, wer an die Ewigkeit der Galuth nicht glaubt, deswegen nicht gegen die Befriedigung der Galuthbedürfnisse, gegen die Galuthpolitik, gegen die Gegenwartsarbeit sein. Dies

alles ist schon wichtig, sehr wichtig, wenn es sich bloss für einige Generationen als dienlich erweist; wenn es dazu dient, das Menschenreservoir für Palästina oder für eine andere normale Konzentration nicht nur zu konservieren, sondern auch immer widerstandsfähiger, immer geeigneter, immer bereiter zu machen. Aber diese Arbeit darf nie als Selbstzweck, nie für ein neben dem Zionismus Selbständiges geleistet, nie als ein im Ziel dem Palästinismus und der Hebraisierung Gleichwertiges, Gleichwichtiges angesehen werden. Sie darf nie anders beurteilt und eingeschätzt werden als vom Standpunkt des neuen Lebens in der neuen Heimat, Erde-Heimat und Sprache-Heimat. Weil uns der Zionismus wahrlich die Lösung der Judenfrage ist, die kompromisslos eine, einzige.

*

Und diese willensmässige Basis hat auch für unsere Sprachenfrage die einzig geltende zu sein. Für die Frage der Überleitung unserer Millionen von den Sprachen ihrer Wirtsvölker sowie von der jüdischen, spaniolischen usw. zu unserer einzigen nationalen Sprache, der über alle Heiligkeit heiligen, der hebräischen Sprache — was ich vorher schon berührt habe, Ziel und Plan jeder hebräischen Bewegung muss es bedingungslos sein, in der möglichst kürzesten Zeit diese Sprache zur alleinigen Alltags-Sprache jedes Juden, also auch der jüdischen Volksmassen, zu machen; nicht nur in Palästina, sondern auch in der ganzen Welt, ausnahmslos. Und auch hier hat nicht der Zweifel an dem Gelingen, nicht die Zuversicht den Ton anzugeben. Bei uns Zionisten werden ja jetzt letzten Endes Glaube und Hoffnung nicht als positive Faktoren wirksam, die den Willen, die Energie stärken und die Arbeit fördern, sondern als negative, hemmende. Unser festes „Vertrauen in den Sieg unserer heiligen Sache“ schläfert uns ein und dient uns als Wunscherfüller: es befriedigt unser Verlangen nach seelischem Komfort und billiger Geborgenheit.

*

Schliesslich: An diese Zielsetzung, an die Einstellung auf eine totale Aufhebung der Diaspora und eine totale Hebraisierung, stelle ich, wenn man will, keine anderen Ansprüche als die bescheiden -kleinen, die man mutatis mutandis in der Wissenschaft an eine vorderhand unbeweisbare Hypothese stellt; sie soll die Richtung anzeigen und den Weg beleuchten. Nützt sie uns, so halten wir an ihr fest; kommt eine Zeit, wo sie sich als unhalt-

bar erweist, dann wird sie verlassen. Diese Zeit kann in unserer Galuth - und Hebräisch - Frage wohl bei unseren Enkeln oder Urenkeln kommen — überlassen wir ihnen die Entscheidung! Wobei noch hier (anders als bei dem vom Menschen unabhängigen Naturvorgang) der Wille, die Anstrengung und die Volks-erziehung in der Richtung des von der Annahme gewiesenen Ziels mit einem Einfluss darauf haben, dass aus dieser Annahme eine Wirklichkeit erwachse.

*

* *

Des Zionismus Zukunft kann nur von zwei Faktoren bestimmt sein: von unserem, der Zionisten, Willen, als der positiven Kraft, und der Gesamtheit der diversen Widerstände (nach Abzug all des uns Fördernden in den Interessen der Welt) als der negativen. Ist nun unser Wille eine Kraft, so muss bei seinem Wirken gegen eine zweite Kraft — hier den Widerstand — das allgemeine Gesetz von der Zusammensetzung der Kräfte gelten: die Resultante nur wird von beiden Kräften beeinflusst, nicht aber eine Kraft von der andern. Unser Wille gehe stahlhart seinen Weg, die Korrektur der Wirklichkeit wird am Resultat von selber alles mindern, was eben von Seite der Widerkräfte wird gemindert werden können!

Geht aber der Zionismus als Ideologie und Zielsetzung nicht eindeutig und unbeirrbar darauf aus, die Judenfrage von Grund auf und restlos zu lösen — ganz gleich, wann damit zu beginnen und innerhalb welcher Zeiträume das durchzuführen ihm die Welt gestatten wird — so darf er sich nicht auf die zweitausendjährige Hoffnung des jüdischen Volkes berufen; so verdient er wohl die Unterstützung unser aller, nicht aber die heisse Inbrunst und das bedingungslose Opfer unserer Besten.

Ist die Galuth ewig, so ist der Zionismus nicht heilig!

VOM SELBEN VERFASSEN SIND ERSCHIENEN:

1. „MAUSCHEL - PREDIGT EINES FANATIKERS“
(Verlag R. Löwit, Wien, 1916). Vergriffen.

2. „NACH DEM POGROM“ von Ch. N. Bialik;
aus dem Hebräischen übertragen.
(Verlag R. Löwit, Wien, 1919).

3. „VON DER SCHANDE EUERER NAMEN“
(Verlag M. Hickl, Wien, 1920).

Vl. 2.

Schwag

350

32552

19 v. 19. 5. 93

(Lotto)

Erwerbsteuer 3591

Souciuo - Salenbung

ט. ז. א. ט.
ו. א. ז. ט.

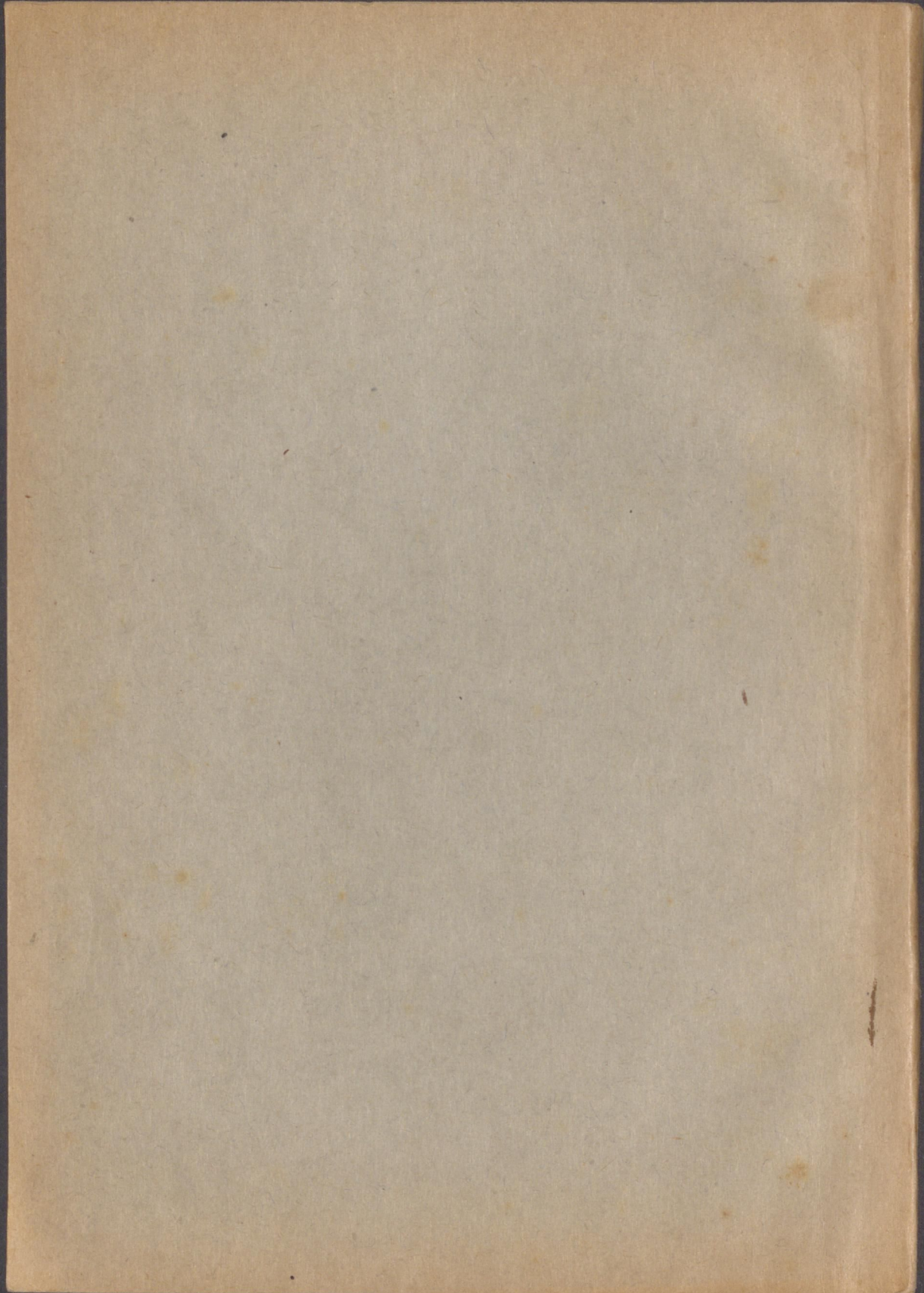
ו. א. ז. ט. א. ז. ט. א. ז. ט.

ו. א. ז. ט. א. ז. ט.
ו. א. ז. ט. א. ז. ט.

ו. א. ז. ט. א. ז. ט. א. ז. ט.

ו. א. ז. ט. א. ז. ט.

ו. א. ז. ט. א. ז. ט.



Inches 1 2 3 4 5 6 7 8
Centimetres 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

Colour Chart #13

Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black

